

N/3

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Deutschland und Frankreich.	1
Russlandverrichten. Von Karl Jentsch	17
Ägyptischer Sozialismus. Von Richard Bahr	25
Das Recht der Zukunft. Von Otto Sieveking	27
Ein Feind des Schlands? Von Ludwig Meiger	29
Reichsbankpolitik. Von Laden	32

 Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

Dr. Rosell

Ballerstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adern-erkalkung, Verdauungs- und Nieren-
krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe,
Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt
mit neuerbautem
höchster Vollendung und Vollständigkeit.

Kurmittel-Haus für alle physikalischen
Heilmethoden in
Näheres durch Prospekte.

Herstliche
Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

Herstliches
Klima.

Die Buddhistische Welt

Erscheint monatlich

Preis vierteljährlich 6.— M.

Deutsche Monatschrift für Buddhismus
Organ der Deutschen Pāli-Gesellschaft

Herausgeber: Walter Markgraf, Breslau VIII

Künstler-Klausen Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Zeit.

Berg-Stiefel

Specialität meiner Sport-Abteilung

EMIL JACOBY
Friedrichstr. 70
Herz-Ecke



Sinalco

Alkoholfrei

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Sechshundsebenzigster Band.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

1911.

Inhalt.

Abessinien	370	Erinnerungen an Van Gogh	333
f. a. Briefe	303	Ernting	273
f. a. Deutschland.		Feind Deutschlands? ein	29
Agadir f. Emß, f. a. Juli-		Fischnahrung f. Ultimatum.	
flore.		Frankreich f. Deutschland,	
Alexandriner f. Ultimatum.		f. a. Marokko-Artikel.	
Alfred und Jules f. Apo-		Fremdwörter	338
krypha.		Geldsorgen	431
Alkoholgegner f. Briefe	269	Gesetzgeber f. Weltfremde.	
Antimqbernisten	17	Gott und die Vernunft	229
Aphorismen	221	Griechenland, das neue	443
Apokrypha	341	Handelsverträge	132
Appell	171	Hartmann, Eduard von, für	384
Augusta Historia	205	Jatko f. Restanten.	
Balladen, kleine	191	Jch, das unrettbare	84
Begas, Reinhold f. Aphorismen.		Intelligenz f. Organisation.	
Besen, der neue	425	Jüdinnen	88
Bethmann-Hollweg f. Krieg		Julifloren	35
und Friede.		Justizreform f. Recht.	
Börsenwetter	404	Kampf um die Syndikate, im	201
Brandes, Georg f. Feind.		Karolinen f. Krieg und	
Briefe, zwei	269	Friede.	
Bürgerliches Gesetzbuch f.		Kartellpflichten	372
Weltfremde Gesetzgeber.		Kassengenossenschaften f.	
Civilisation f. Selektion.		Preußenkasse.	
Deutschland in Marokko	238	v. Kieberlen f. Appell.	
Deutschland, Marokko, Abessi-		Krieg und Friede	239
nien	303	Kriegsherr, der	470
Deutschland und Frankreich	1	Krisis in Ungarn	218
Deutsch-russischer Vertrag f.		Kunst, die, als soziologisches	
Ernting.		Phänomen f. Naturgefühl.	
Eisenbahntien	159	Lebensmittelcentralen f. Ulti-	
Elektrogesellschaften f. Mono-		mum.	
pole.		Marokko	137
Emß-Agadir	185	f. a. Appell, Apokrypha,	
		Augusta Historia, Deutsch-	

land, Ernting, Julifloren, Ultimatum, Weh dem Sieger und Briefe 304.		Russischer Vertrag f. Krieg und Friede.	
Monopole	235	Schuldeutscher	253
Montanindustrie f. Quote und Angstpreis, f. a. Kampf um die Syndikate.		Schwarz und Zeppelin f. Julifloren.	
Nahrungsmittelnoth f. Ultimatum.		Schwarze Truppen	291
Napoleons Leichnam	299	Selbstanzeigen	127, 162, 429, 453
Naturgefühl in der Kunst	396	Selektion und Zivilisation	258
Novellen	389	Sokrates	358
Organisirung der Intelligenz	69	Sozialismus f. Utopischer.	
Oesterreichisches, allzu Oesterreichisches	328	Sparkassen f. Geldsorgen.	
Perrien f. Ernting.		Spekulation und Spiel	66
Petroleum f. Monopole.		Staatslotterien	462
Philister	55	Städtische Wohnungspolitik	51
Pöschinger f. Krieg und Friede.		Sünder, ein, der Buße thut	466
Post, Zeitung, die f. Krieg und Friede.		Syndikate f. Kampf.	
Preußenkasse, die	99	Talmud, Geschichte des	152
Quote und Angstpreis	168	Theobald	325
Recht der Zukunft, das	27	Trebitsch f. Novellen.	
Reichsbankpolitik	32	Ueberhypothesen	136
Reichstagsverhandlungen über Marokko f. Ernting.		Ultimatum	307
Reichsüberschuß f. Julifloren.		Ungarn f. Krisis.	
Reinhardt, der Regisseur	377	Unsozialen, die	81
Rembrandtdeutschen, vom	409	Utopischer Sozialismus	25
Restanten	103	Van Gogh f. Erinnerungen.	
Rokoko, das	129, 365	Verbrecher f. Unsozialen, die.	
Romantismus	449	Verführten, die f. Briefe	271
		Verlatne, Paul	77
		Weh dem Sieger	375
		Weltfremde Gesetzgeber	435
		Wilhelm der Friedliche f. Appell.	
		Wohnungspolitik f. Städtische.	
		Zeiten, andere	122
		Zeppelin f. Julifloren, f. a. Restanten.	



Berlin, den 1. Juli 1911.

Deutschland und Frankreich.

Nach den deutschen Siegen bei Wörth und Bionville, während vor Metz schon die Entscheidung nahte und König Wilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas ausßburger Verlag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an Ernest Renan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Gallierland lebte. „Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereignisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen Kriege. Friedrich der Große hat diesen Krieg auch nicht gewollt; aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk nicht leicht. Frankreich ist seit den Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit; und, wenn sie rechter Art

ist, nicht bloß eine. Deutschland ließ Dichter und Denker aus sich hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die Seite traten. Deutschland hatte die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeug und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen, in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Frankreich hat seit dem Sturz Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden; es hat stets das Recht des Nachbarn anerkannt, sein Haus im Inneren nach Bedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? Drohte es, ihm Licht und Luft zu schmälern? Stellte es ihm Feuergefähr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. Dieser Nachbar wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen. Und hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir sollten es niemals verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen. Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Der Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß nicht mehr ein unruhiger Nachbar uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben.“

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien, am sech-

zehnten September, im Journal des Débats Renans' Antwort. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, daß geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regierung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regierung muß getadelt werden. Bismarck's Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgrätz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecheri der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen ha-

ben wird. Gebietsverweiterungen sind für ein Volk von dreißig oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza hat uns mehr Last als Nutzen gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preußische Regierung in dem luxemburger Handel die Strenge ihrer Ansprüche nicht gemildert hat. Durch die Angliederung Luxemburgs wäre Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese unbeträchtliche Konzession hätte die aus flüchtiger Impression entstehende Meinung beschwichtigt, die in einem Lande allgemeinen Wahlrechtes geschont werden muß, und unserer Regierung gestattet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben, war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht. Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevardgeschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefsten Herzen den Frieden; es will sich mit der Ausschöpfung seiner ungeheuren Reichthumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhmfüchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitle Diplomaten dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des Krieges; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. „Laßt uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tödtlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, der's haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!“ So spricht eine Partei. Die andere sagt: „Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung beifern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu führen vermag.“ Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht

fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten.“ (So alt ist der holde Traum.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Lust empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? . . . Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als „politisches Thier“ ist der Preuße dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Mez, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus

in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailer Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walle Gott!“ Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zufließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. „Wenn Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffentlichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekommen, den Ertrag unserem Invalidenhause zuzuweisen. So grundverschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin; Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was der Muthwille blafirter Leute Geschmack und Takt nennt.“ In dieser Tonart gehts weiter. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehakten brauchen

kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangten. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Meß und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Urchäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu „zoologischen“ Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Krieger Ruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slaven zu schüren, den Panславismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen.“

So war, auf beiden Seiten, vor vierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheils sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichthum verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slaven, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Taten des großen Juliuscaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht

nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seiner Kleinodienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhäußler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarriger Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte . . . Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Der Angeredete hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, daß Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß. Auch in Deutschland blieb kein Mittel unversucht, von dem eine Linderung des Gallierschmerzes zu hoffen war. Vor jedem Han-

deln, jedem Verzicht auf Handeln bedachte der Kanzler die Wirkung auf Frankreich. Das schlechte Verhältniß der beiden Nachbarländer war ihm „das Geschwür von Europa“; ohne gewaltfamen Chirurgeneingriff, durch Erweichung, Enteiterung, Deutschlands Westflanke von diesem lähmenden Uebel zu befreien, hat er lange getrachtet. Als von Ost her den Geschlagenen eine neue Morgenröthe mit rosigem Finger winkte, ward von deutschen Augen das Taggestirn begrüßt, als bringe es auch dem jungen Leib Germaniens das Heil aus dem Meer heraus. Ein Kolonialreich ersehnt Ihr Franzosen? So groß, wie Ihr wollt und erlangen könnt, soll es Euch werden. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch und wir sind bereit, gegen britischen Einschüchterungsversuch unsere Stimme für Euch hören zu lassen. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Das wollte es nicht. Die berliner Regierung ist für den französischen Anspruch auf Tunis eingetreten und hat der Republik den Ertrag des franko-chinesischen Krieges gesichert. Vergebens. In der deutschen Bereitschaft zu kolonialpolitischer Hilfe witterte zorniger Argwohn den Maussalensped. Nicht ein neues Frankreich, riefen Ferrys Feinde über den Rhein, erwünschen wir, sondern den Wiederaufbau des alten; was Ihr erreichen möchtet, merken wir: je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Gefährdung der Peripherie unberührt bleiben kann. Das Mißtrauen schien unausrottbar und der für das deutsche Reichsgeschäft Verantwortliche mußte sich, nach jeder Enttäuschung, wieder sagen, daß der Narbenbrand, die Erinnerung an die Niederlage und den Verlust funkelnder Praestigia, Frankreich stets den Mächten gesellen werde, denen es die Kraft zur Ueberwältigung Deutschlands zutraute. Was blieb zu thun? Manche Probleme, mahnte Renan, sind nur dadurch zu lösen, daß man die Lösung nicht erst versucht; manche Konflikte nur durch geduldiges Warten auszugleichen. Auch wir mußten warten; in ruhiger, stetiger Höflichkeit jedem Franzosenherzen die Gewißheit einpflanzen, daß nur des Siegers Schwert den frankfurter Friedensvertrag zerlegen könne. Wir

lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischer Schwunggewalt paart. Wir gönnen ihm jeden Ruhm, wünschen ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und werden seinem Thatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedroht, nie uns entgegenstemmen. Wir ehren auch den Schmerz, der heute noch das Empfinden seiner Kinder färbt, achten das Gefühl, das die Trübung nationalen Glanzes nicht verwinden kann, und wollen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch in dem lange leidenschaftlich gehaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitsfamilie erkennen; in einem Preußen sogar, das nicht, nach Renans Wunsch, wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht, wie die Urbis der Römer, vom Weltreich aufgezehrt worden ist. So haben verständige Deutsche stets gedacht; redliche Schätzer der französischen Kultur, der die wichtigsten Provinzen des Germanengeistes Unerseßliches danken. Frankreich verlernt mählich wohl die Hoffnung auf einen Sieg der Rachsucht. Die Wirthschaft der Republik blühte üppig, ihr mohammedantisches Reich wurde zum Land der Verheißung und in der Wärme des Wohlstandes konnte die alte Wunde endlich nun verharfen. Im Frieden ist nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen; vom Krieg nichts zu erwarten. Hinter dem Rhein wimmelt ja nicht mehr die Horde dumpfsinniger Barbaren, aus der nur ein Häuflein weltfremder Dichter und Denker vorragt. Durch Germaniens massigen Körper rieselt längst ein feines Feuer, dessen Widerschein den Wasgenwald durchglüht. Jeder sah es; und konnte nur fragen: Wann schlägt die Stunde, die zwei einander im Raum und im Geist so nahen, so wohlthätig einander ergänzenden Völkern eine dem Recht und der Ehre genügende Verständigung gestattet?

Sie schlägt nicht, wenn der Wille des Herrn Eugen Etienne aus Orlan wieder die Richtlinien französischer Politik mitbestimmt. Dieser Schüler Gambettas war Kolonial- und Kriegsminister, hat Aktiengesellschaften, dem Kolonialverein und der Kammer präsidiert und vor vier Jahren in Kiel (wo Herr Pierpont Morgan jezt, den besten, stillsten Preußen zu bitterstem Leid, der Rothe Adler Erster Klasse umgehängt worden ist) aus dem Munde des

Deutschen Kaisers Bethuerungen gehört, die alles Geraun über Guillaume le Pacifiste zu bestätigen schienen. Herr Etienne, der, als ihn auch Fürst Bülow empfangen hatte, von den Geschäftsinhabern Clemenceau und Pichon in die Rolle eines ansehnlichen Globetrotter verwiesen wurde, ist der Vater des Gedankens, den Frankfurter Vertrag von der Meistbegünstigungsklausel aus zu durchlöchern. Eines recht schlauen Plänkchens: ist Frankreich nicht mehr verpflichtet, jeden irgendetwas Staat in einem Handelsvertrag zugestandenen Vortheil auch dem Deutschen Reich zu gewähren, dann darf es die Freunde belohnen, die Feinde bestrafen. Mit Leuten, die heute noch, heute wieder, weil sie den Nachbar auf Freierrfüßen tänzeln sahen, sich in die Hoffnung versteigen, ohne Kriegswagniß, ohne ein Tröpfchen Blutes, nur durch Schmeichlerei eine günstige Uenderung des Frankfurter Friedens erlitten zu können, ist keine Verständigung möglich. Eher mit Herrn Theophil Delcassé, der in der Legende als Deutschenfresser lebt. Nur in der Legende. Holstein grollte dem Mann, der die mit Hanotaug angeknüpften Verhandlungen über eine ostasiatische Interessengemeinschaft nicht fortspinnen wollte, und hatte damals noch die Macht, einen ihm Widrigen als Beelzebub schminken und fristren zu lassen. Was hatte Delcassé gethan? Zweimal einen von Britanien angebotenen Schutzbündnißvertrag gegen Deutschland abgelehnt; trotzdem sein Botschafter Barrère ihm aus Rom den Satz des Ministers Tittoni gemeldet hatte: „Wenn Sie auf England zählen dürfen, haben Sie nichts zu fürchten; Deutschland wird dann nicht wagen, Sie anzugreifen.“ Daß der Abschluß des frankobritischen Marokkovertrages nicht offiziell in Berlin angezeigt wurde, war vielleicht ein Fehler; kam aber nicht aus bewußter Absicht auf Beleidigung und wurde auch bei uns erst gerügt, als den Herren des Auswärtigen Amtes nützlich schien, sich gekränkt zu stellen. Herr Delcassé hat im März 1904 die vom Fürsten Radolin erbetene Auskunft über den accord franco-anglais gegeben und später, als Tischgast der Deutschen Botschaft, „beruhigende Erklärungen“ hinzugefügt. Nach den ersten Alarmschüssen hat er, im Febr. 1905, Herrn Bihourd, der schon im Abschlußmonat mit dem Staatssekretär über den Vertrag gesprochen hatte, in die Wilhelmstraße geschickt und sagen lassen, er sei gern bereit, jedes „Mißverständniß“ zu beseitigen. Doch der vorsichtig friedliche

Rouvier mußte ja, als Ministerpräsident, eingreifen und den wilden Theophil zum Rücktritt zwingen? Oft hat man's gelesen; unter diesem Brachmond noch, nach Rouviers Tod. Ganz so simpel war's aber nicht. Dem stämmigen Geldmacher Rouvier, der sich nie völlig vom Panamaschlamm säubern konnte, war der selbstbewußte, hochmüthig schweisgarnige Delcassé, schon als Liebling Eduards und des Präsidenten Loubet, immer ein Gräuel gewesen. Dieses Mißgefühl war vertieft, seit der kleine Tugendproß Rouviers Bagdadbahnwünschen widersprochen, die Unvermeidlichkeit des russisch-japanischen Krieges nicht früh genug erkannt, den petersburger Meldungen geglaubt und dadurch den Ministerpräsidenten, als falschen Propheten, um einen Theil seines Ansehens in der Bankosphäre gebracht hatte. Delcassé handelt, als gebe es keinen Premier; schweigt, als sei dem Inhaber dieses Amtes die Absicht zuzutrauen, jedes Staatsgeheimniß in einem Börsengeschäft auszumünzen. Verschweigt sogar, daß ihm Japans Botschafter Kurino eine Note überreicht hat, die heftig gegen den langen Aufenthalt der Russenflotte in indo-chinesischen Häfen protestirt. Rouviers Südfranzosenblut brüllt auf; und ahnt, da die erste Wuth verraucht ist, die Möglichkeit, den unheimlichen Knirps, Loubets Spion im Ministerrath, loszuwerden und sich als Retter des theuren Vaterlandes zu etabliren. Dazu ist nur nöthig, die Franzosen zu überzeugen, daß der Republik eine Lebensgefahr drohe, die der seit sieben Jahren fast selbstherrlich regierende Minister für internationale Politik verschuldet habe. Hat nicht Herr von Miquel, ein deutscher Botschafter, dem Ministerpräsidenten erzählt, Fürst Bülow werde auf den Konferenzplan verzichten und zu freundlicher Zwiesprache bereit sein, wenn er nicht mehr mit dem effigen Theophil zu thun habe? Am zweiten Juniabend des Jahres 1905 ist, während einer Galavorstellung (für den König von Spanien) in der Comédie-Française, auf Delcassés Antrag friedliche Botschaft an Barrère ergangen. Zwei Tage danach ist Rouvier Alleinherrscher im Auswärtigen Amt. Meine Hand, hat er, pathetisch wie ein Ehrenbürger von Tacascon, im Ministerrath gerufen, soll verdorren, ehe sie das (von Lansdowne, zum dritten Mal, durch Paul Cambon angebotene) Bündniß unterzeichnet. Er glaubte, er schwor darauf, daß von der Konferenz nun nicht mehr die Rede sein werde; war arg enttäuscht, als, am

sechsten Juni, Herr von Flotow ihm eine Note brachte, die noch einmal die Nothwendigkeit der Konferenz betonte, und pfauchte zornig, als, am zehnten Juni, Fürst Radolin ihm gesagt hatte: „Wenn Sie unseren Vorschlag ablehnen, finden Sie uns hinter dem Sultan von Marokko“. Seitdem war er, der am Quai d'Orsay, mit dem geschickten Finanzagenten Behold als Helfer, den Friedensstifter mimen wollte, dem Deutschen Reich feindlicher als Delcassé je in seinen finstersten Stunden; und die ihm untergebenen Herren Révoil, Tardieu und Berthelot brauchten das Patriotenfeuer in ihm nicht erst zu schüren. Durch die Drohung, den Grafen Witte, der von Wilhelm nach Hubertusstock geladen worden war, die Sache Frankreichs vor dem Ohr des Kaisers führen zu lassen, schüchterte er Herrn Dr. Rosen, den Bülow als Stütze des Hausherrn der Deutschen Botschaft nach Paris gesandt hatte, so ein, daß er sein Konferenzprogramm ungeschmälert durchdrücken konnte. (Herrn Rosen verdächtigte er, über die Grenze amtlicher Instruktion hinaus gegangen zu sein, nannte ihn *la victime*, das Opferthier, und schrieb, ohne den Willen zu höflichem Ausdruck, an Bihourd: „Ich ließ den Fürsten Radolin kommen und wiederholte ihm wörtlich, was ich Herrn Rosen gesagt hatte“.) Sieben Tage vor seinem (durch eine kirchenpolitische Kammerdebatte bewirkten) Sturz hat er, am siebenten März 1906, dann noch eine Freude erlebt. Albert Honorius von Monaco kam aus Berlin, wo, sub auspiciis des liebenberger Klüngels, Herr Raymond Lecomte des Wächteramtes waltete, nach Paris und berichtete: „Der Kaiser hat mir gesagt, er habe die Algeirasache satt und wünsche nur noch ein für Deutschland ehrenvolles Ende“ (während man eifernd über das Recht auf die Hafenpolizei verhandelte); „und der Kanzler hat hinzugefügt, in ein paar Monaten werde kein Mensch mehr an Marokko denken“. *Meminisse juvabit*. Mit Rouvier war auszukommen, so lange er glaubte, Deutschland sei zum Aeußersten bereit und werde der großen Grimasse im Nothfall die That folgen lassen. Weil der von Eduards kluger Majestät aufgeklärte Delcassé an dieser Bereitschaft früher zweifeln lernte als die Kollegen, ist er gefallen. Seine Politik fiel nicht mit ihm. Und just er, den Keiner der Germanophobie zeihen darf, wäre der Mann, seine Landsleute von der Nothwendigkeit naher Option zu überzeugen. Wenn er selbst überzeugt worden ist, daß Deutschland der Kriegsgefahr

nicht ausbiegen, sondern Europa von dem alten Geschwür, zwei starke Völker aus unerträglicher Klemme befreien will. Nur dann.

Was jetzt versucht wird, ist unzulänglich; das Spiel gar zu leicht durchsichtig; Holsteins Rezept, daß die Aufstachelung des spanischen Kolonialstolzes empfahl, heute veraltet. Wozu mit dem Schwächeren *bande à part* machen, da wir fürs Erste doch dem Stärkeren noch überlegen sind? Spanien muß sich mit Frankreich verständigen; die Monarchie kann, sobald England wieder aktiv wird, bei Lebensgefahr dazu gezwungen werden. Marokko ist groß genug für beide Nationen. Ein Fünftel nur, das Land des Maghzen, ist europäischer Wirthschaft erschlossen; vier Fünftel, das keinem Sultan unterthane Belad es Siba, sind den Berbern noch abzurufen. Da winkt Franzosen und Spaniern Arbeit und Ernte. Dürfen wir wünschen, daß die Gebiete der Araber und Berbern im Zustand anarchischer Hordenbarbarei bleiben? Nein: denn aus einem von Europäern leidlich civilisirten Atlasreich ist für unseren Handel viel mehr heimzuholen. Sollen wir einem uns verfeindeten, jedem Gegner Deutschlands verbündeten Frankreich die Ländermasse gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk rundet und seinem Heer braune Ersahmannschaft von kriegerischer Gewöhnung und tollkühnem Muth liefert? Nur Blindheit könnte dazu rathen. Nur Thorheit, der die Bagdadbahntrasse noch immer der Pivot des deutschen Vormarsches scheint, nach einer Entschädigung in Südosteuropa oder Kleinasien langen. Herr von Riederlen läßt andeuten, daß er in gemächlicher Ruhe die Entwicklung der Dinge abwartet und sich erst regen werde, wenn die Franzosen die Absicht enthüllen, sich neue Herrschaftcentren zu schaffen. Dann? Der Erwerb einer Kohlenstation trüge dem Staatssekretär den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur die lästigen Pflichten, nicht die Vortheile einer Mittelmeermacht und, ohne greifbaren Nutzen, die stete Möglichkeit neuen Konfliktes mit den Westmächten. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da das Polizeimandat abläuft, natürlich zu erreichen (trotzdem Frankreich durch die Entsetzung von Fez im islamischen Glauben wieder sein Prestige gemehrt hat und wir, als Begünstiger des spanischen Erobererzuges, das Recht verwirkt haben, die Algiesirassakte als ein unantastbares Heiligthum hochzuhalten). So Kleines genügt uns aber nicht. Denn die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß.

Unerträglich ist geworden. Mittäppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingefargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzeln zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbarn folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänk sich erneuen? Schon ist das unbedachte Wort eines deutschen Zeitungsschreibers Unlaß zu pariser Protestversammlungen, in denen Deutschland beschimpft, zu marseiller Meetings, in denen das Bild des Deutschen Kaisers verbrannt wird. Bleibt gerecht! Seit wir die Ruhe des Starken verloren und mit einer Nervosität, die zwischen schmeichelnder Zärtlichkeit und plumper Nöthigung schwankte, die Franzosen angestecht haben, wissen sie nicht mehr, was wir eigentlich von ihnen wollen. „Qu'est-ce que l'Allemagne a voulu?“ Das war schon im Algiersjahre, dann während des Deserteurzwistes ihre ärgerliche Frage. Sie müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; läde dem Reich nur eine Schonungspflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und können nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Carteret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Landsleuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges werde durch den Vogespalt der Ruf schallen: Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland des Matthäus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versichert; kommt's zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem Jahr jetzt mindestens dreizehnhundert Millionen Mark für unsere

Reichswehr aus, können mindestens fünf Millionen Mann, soldatensfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten unübertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korfen könnte helfen. Ob's ein Degen der Republik vermag, muß Frankreich ermeßen. Nach vier Jahrzehnten, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geisteschliff, wissen, ob es noch eine Waffenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutschland verbürgt sehen will, daß ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgendein anderer Staat. Britanien und Nordamerika streben in eine Interessengemeinschaft; an zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Ihnen muß morgen die Hegemonie weißer Rasse zufallen, wenn wir den alten Hader nicht schlichten. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaftsgebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sammelt, Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kann's nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applausfüchtigem Spiel schmäählich vertrödeln hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Hilfeleistung Rußlands, dessen große Städte nur die Kerntruppenmacht vor neuen Vörschen schützt, wöge fürs nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinelönig zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können; sein Weltreich auch mit Hausarbeit behürdet, die keinen Aufschub duldet. Die Günst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist.

mit dem Reichthum an undogmatischen Belehrungen, Anregungen, Aufmunterungen, Tröstungen, Hilfen und Stützen, die der Christ in der Bibel, im Gemeindeleben und in einem schönen, sinnvollen Kultus findet. Was die Bibel sonst noch an Stoff für Dogmenbildung darbietet und was die Theologen daraus gemacht haben, Das ist zum Theil dankenswerthe, aber nicht unbedingt nothwendige Zugabe, zum anderen Theil werthloser Ballast oder, wie die ganze Dämonologie, positiv schädlich. Und diese vier Dogmen bedürfen, wo immer die Bibel und die Kunst des Lesens verbreitet ist, keiner Definition durch ein unfehlbares kirchliches Lehramt. Ob Jesus die Erbsünde gelehrt und welchen Sinn die paulinische Gnadenwahl hat, darüber mögen die Theologen bis in den jüngsten Tag streiten; aber wer die soeben genannten vier Dogmen im Neuen Testament nicht deutlich und unbezweifelbar ausgesprochen findet, Der ist nicht zurechnungsfähig. Wenn Jatho den fundamentalsten der vier Grundartikel, den persönlichen Gott, leugnet und so das „Vater Unser“ zur unwahren Phrase macht, dann hat er kein Recht mehr, sich einen Christen, geschweige denn einen Prediger des Christenthums zu nennen. Er mag ein edler Mensch, ein vortrefflicher Charakter sein und in seiner Gemeinde Gutes wirken und zur Hölle verdamme ich ihn schon deshalb nicht, weil ich nicht an die Hölle glaube, aber auf ein Kirchenamt hat er und auf den Christennamen haben seine Anhänger keinen Anspruch. Rechtsschaffene Menschen sein und den Nächsten lieben wollen, genügt nicht dazu. Das haben die Aristoteliker, die Platoniker, die Stoiker, die Rabbinen auch gewollt. Christ wird man erst durch den Glauben an die Grunddogmen, unter denen, wie gesagt, das vom persönlichen Gott das fundamentalste ist, und will man außerdem einer Kirche oder Sekte angehören, so muß man sich in deren Verfassung fügen. Jeder Turnverein schließt mit Recht die Mitglieder aus, die seine Satzungen verlegen. Solchen Worten, durch welche Rechtsverhältnisse bestimmt werden, keinen anderen als den allgemein gebräuchlichen und anerkannten Sinn beilegen, gehört zu den elementarsten Forderungen der Ehrlichkeit und zu den unerläßlichsten Lebensbedingungen der bürgerlichen Ordnung. Jathos Anhänger mögen sich als eine Gemeinde von Hegelianern oder Hartmannianern oder Jatholiken konstituiren: Das soll ihnen Niemand wehren, kein Rechtsnachtheil soll ihnen daraus erwachsen und die Hölle haben sie schon darum nicht zu fürchten, weil es keine Hölle giebt. Aber Christen sind sie nun einmal nicht.

Alle über die vier Grunddogmen hinausgehenden Definitionen sind verwerflich, denn die aus solchen Definitionen und Be-

kenntnissen bestehenden Dogmensysteme sind Systeme der Philosophie, unter Verwendung altgriechischer Philosopheme aufgebaut von den christlichen Philosophen: den Kirchenvätern, den Scholastikern und den Reformatoren. Ich denke durchaus nicht gering von diesen philosophirenden Theologen; sie haben für ihre Zeit Bedeutendes geleistet, haben die moderne Philosophie und Naturwissenschaft vorbereitet; und solchen Unsinn, wie ihnen von den Kirchenfeinden mitunter angedichtet wird, haben sie nicht verbrochen. So hat in allerjüngster Zeit ein Vertreter der Naturwissenschaften die wunderbare Entdeckung gemacht, Kolumbus habe die erste Bresche in das Gefüge der kirchlichen Weltanschauung gelegt, nach welcher die Erde als Scheibe zu denken sei. „Hatte die Kirchenlehre Recht, dann war sein Schicksal besiegelt; er mußte, an dem Rande der Erdscheibe angelangt, den großen Wasserberg mit seinen Schiffen hinunterfahren, wahrscheinlich direkt in die Hölle.“ Die Kirchenlehre enthält überhaupt nichts über die Gestalt der Erde; und die Scholastiker, die als authentische Interpreten der Kirchenlehre verehrt werden, kannten die Kugelgestalt der Erde. Um sich davon zu überzeugen, braucht der Herr keine Folianten durchzustöbern, sondern nur in des Philalethes Danteübersetzung die Anmerkung 16 zum letzten Gesange des Inferno und die Abhandlung über Kosmologie und Kosmogonie hinter dem ersten Gesange des Paradiso zu lesen. Daß die Hölle im Innern der Erde, nicht jenseits einer vermeintlichen Erdscheibe gedacht wurde, weiß Jeder, der die Göttliche Komödie gelesen hat. Also die Kirchenväter und die Scholastiker in Ehren; aber auf ihre Philosophie die Christen verpflichten wollen, ist sinnlos und frevelhaft. Christus hat nicht ein philosophisches System gelehrt, sondern allen Menschen, auch den einfältigsten, den Weg in den Himmel gewiesen. Hätte er die unfehlbare und vollkommene Philosophie gebracht, so hätte er damit das Menschenleben eines wesentlichen Theiles seines höchsten und feinsten Inhaltes beraubt, der eben in der Erforschung des Kosmoszusammenhanges der Erscheinungen besteht, womit der Forschergeist niemals fertig wird und niemals fertig werden soll. Der Papst hat im vorigen Jahrhundert die Philosophen der katholischen Theologen Hermes und Günther verurtheilt. Materiell hat er damit Recht gehabt, sofern verurtheilen nur bedeutet: für falsch erklären. Gewiß waren diese Systeme falsch, denn alle philosophischen Systeme sind falsch. Jedes enthält Wahrheit im Einzelnen, ist aber, als einseitige Darstellung des Weltganzen von einem individuell, temporell und national beschränkten Gesichtspunkt aus, falsch im Ganzen. Das gilt jedoch auch von den

kirchlichen Glaubensbekenntnissen, obwohl sie durch die Arbeit vieler, verschiedenen Zeiten angehörender Denker zu Stande gekommen sind. Der Schüler, der noch nicht, der Mann des Volkes, der niemals selbständig forscht, mag ein solches System aufrichtig glauben, wie ja sogar manche Gelehrte, als Kantianer, Hegelianer oder Hartmannianer zu leben und zu sterben vermögen. Der selbständig Denkende und Forschende dagegen vermag das Weltganze nicht mit den Augen eines Anderen zu sehen, noch dazu eines, der schon vor Jahrhunderten gelebt hat, mag er auch Augustin, Thomas von Aquin oder Luther heißen. In wenigen Grundwahrheiten und Grundfällen können die Denker der verschiedensten Zeiten übereinstimmen, nimmermehr jedoch in einem Seiten langen spezialisirten Glaubensbekenntniß. Die Zustimmung zu einem solchen fordern, heißt: die Denkenden zum Heucheln zwingen und Alle, die nicht heucheln wollen, aus der Kirche hinausstreiben.

Die Reformatoren haben diese Schwierigkeit vermindert, indem sie einen Haufen dogmatischen Ballastes über Bord warfen, zugleich aber sie dadurch verstärkt, daß sie dem Erbsünd- und Höllendogma die allerschroffste, im Calvinismus eine schlechtthin unerträgliche Fassung gaben, die nicht nur das moderne Empfinden abtödt, sondern auch die Ausöhnung der Kirchenlehre mit der modernen Wissenschaft unmöglich macht. Der katholische Theolog Professor Riehl hat jüngst mit Recht hervorgehoben, daß sich die katholische Kirchenlehre mit der Lehre von der Entwicklung vereinbaren lasse, die protestantische dagegen nicht. Denn diese nimmt an, daß der Mensch durch den Sündenfall völlig verdorben worden sei, jede Fähigkeit zum Guten und zur Erkenntniß der fürs Seelenheil nothwendigen Wahrheiten verloren habe, weshalb die vorchristliche Welt nichts Gutes hervorbringen konnte, die Rechtfertigung dann diese verlorenen Fähigkeiten ganz unvermittelt wiederherstelle. Die Katholische Kirche dagegen lehrt, daß dem Menschen ein Rest von Vernunft und Güte geblieben sei, an den die rechtfertigende Gnade anknüpfen könne, und daß die Erlösung durch Christus in Jahrhunderte langer Arbeit von den jüdischen Propheten und den heidnischen Weisen vorbereitet worden sei, so daß sich das Christenthum zum Beweise seiner Wahrheit auf Beide berufen dürfe (*Teste David cum Sibylla*, heiße es im *Dies irae*). Das ist also richtig. Doch enthält die katholische Kirchenlehre sehr Vieles, was augenscheinlich falsch und als falsch erwiesen ist; schon der Urzustand und Sündenfall selbst, wenn man nicht Beides symbolisch versteht, gehört dazu, nach Dem, was wir heute vom prähistorischen Menschen und von den Bedingungen des Seelen-

lebens wissen; von der Gnadenlehre habe ich jüngst in der „Zukunft“ gezeigt, daß sie der Erfahrung widerspricht.

Dogmatische Definitionen zum Ausbau des Dogmengebäudes sind also unzulässig; und wären sie zulässig, so würde (Das ist mein zweiter Grund) der römische Bischof die letzte Instanz sein, der ich die Befähigung dafür zusprechen könnte. Allenfalls käme dafür ein Konzil in Betracht; denn da es im Gesamtepiskopat immer eine Anzahl rechtschaffener, frommer und gescheiter Männer giebt, so ließe es sich schon denken, daß Gott, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt, die Konzilsmehrheit vor falschen Entscheidungen bewahrte. Aber der Römische Stuhl? Das ist undenkbar! Die intellektuellen und die ethischen Sünden der Kurie sind so bekannt, daß es nicht nöthig ist, dabei zu verweilen. Sollte der Jude Abraham (in der zweiten Novelle des ersten Tages des Dekameron) kein Phantasteerzeugniß, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit sein, so wird er wohl immerdar allein bleiben mit seiner Argumentation, die aus der Verworfenheit der römischen Hierarchie die göttliche Institution der Kirche folgert. Doch wären auch die sittlichen Verirrungen des römischen Hofes und die mancherlei gegen Vernunft und Thatfachen verstoßenden Entscheidungen der Kurie gar nicht vorhanden: der Anspruch des Papstes auf weltliche Herrschaft, auf die dreifache Krone und den Fußstuh auf weltliche Herrschaft, auf die dreifache Krone und den Fußstuh macht allein schon die Zumuthung, in ihm den Statthalter Christi, den Nachfolger eines Apostels und den unfehlbaren Lehrer der christlichen Glaubenswahrheiten sehen zu sollen, zu einer Ungeheuerlichkeit. Ich finde begreiflich, daß vor 1870 gelehrte und geniale Männer wie Newman katholisch geworden sind; aber wenn nach der unseligen Unfehlbarerklärung ein geschichtsfundiger Mann diesen Schritt thäte, so könnte ich ihn nicht verstehen. Der Bischof von Rom verdankt seine Machtstellung einem historischen Prozeß, der natürlich nicht ohne Gottes Willen und Leitung vor sich gegangen ist, und er hat in dieser Stellung der Christenheit mancherlei Dienste erwiesen, meistens solche, die, wie die Kalenderreform, mit dem Seelenheil der Christen wenig oder nichts zu schaffen haben; aber für die geistliche und geistig-sittliche Führung der Christenheit hat er nicht den Befähigungsnachweis erbracht.

Auch nicht in dem Formular für den Antimodernisteneid. Den lateinischen Text besitze ich nicht. In der Uebersetzung der Augsburger Postzeitung lautet die vom Grafen York von Wartenburg angeedeutete Stelle: „Vor Allem bekenne ich, daß Gott, der Anfang (Ursprung) und das Ende (das Ziel oder der Endzweck) aller Dinge, erkannt und daher auf sichere Weise durch das natürliche

Licht der Vernunft, durch das Mittel der Dinge, die geschaffen wurden (durch die sichtbaren Werke der Schöpfung) wie die Ursache durch ihre Wirkung, dargethan werden kann“. Wie ungeschickt die Uebersetzung ist, habe ich durch drei Klammern gezeigt; und man kann nicht mit absoluter Sicherheit ersehen, ob der Verfasser hat sagen wollen, daß das Dasein des persönlichen Gottes nicht nur, wie Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefes lehrt, erkennbar, sondern streng beweisbar sei. Und schon Dieses verdient die härteste Rüge. Ist schon das dogmatische Definiren an sich unzulässig, ist es schon eine unerhörte Zumuthung, daß die Geistlichen den Glauben an die absolute Wahrheit eines Schriftstückes bekennen sollen, das (nur in Andeutungen) ein ganzes Bündel den meisten von ihnen unbekannter, philosophischer Meinungen verwirft, so übersteigt alle Grenzen des Erträglichen vollends die Thatfache, daß das Geforderte nicht einmal in einer jeden Zweifel ausschließenden Fassung vorgelegt wird. Nicht allein der lateinische Text mußte unmißverständlich klar sein, sondern es mußte auch für den Alerus jedes Landes eine eben so unmißverständliche Uebersetzung in seine Landessprache beigelegt werden. Tausende wissenschaftlich gebildeter Männer zu einem Eide zwingen, bei dessen Ablegung sie gar nicht einmal genau wissen, was sie eigentlich beschwören: da ist der Gipfel frivoler Anmaßung.

Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß in der That die strenge Beweisbarkeit gemeint ist. Die Forderung, diese glauben zu sollen, ist verwerflich, weil sie zwei Gefahren heraufbeschwört. Die erste besteht in der Verwischung der Grenze zwischen den exakten und den inexakten Wissenschaften. Der Papst hat sachlich Recht, wenn er in der fünften These des Eidformulars die kantische Begründung des Glaubens auf die praktische Vernunft allein und Schleiermachers Gefühlreligion verwirft (in so unklaren Worten, daß Pfarrer, die sich nicht seit der Studentenzeit immer wieder mit Philosophie beschäftigt haben, gar nicht verstehen können, was gemeint ist). Wenn die christliche Religion nicht den ganzen Menschen ergriffe, wenn seine Erkenntnißkraft am religiösen Leben untheilhaftig bliebe, wenn sein Glaube nicht den Namen einer Uebersetzung verdiente, dann wäre diese Religion keine echte und jedenfalls nicht die höchste Religion. Die Beweise für das Dasein Gottes sind nicht zwingend, weil ihre Prämissen immerdar ansechtbar bleiben; aber sie enthalten, scholastisch gesprochen, *motiva credibilitatis*, sie machen der dafür disponirten Vernunft den persönlichen Gott wahrscheinlich, so daß sie sich gerechtfertigt fühlt, wenn sie glaubend zustimmt. Dagegen gehört eine andere These Kants,

die von der Verwerfung getroffen wird, zu den Grundlagen der modernen Wissenschaft, weshalb Diese verpflichtet ist, gegen jede Verdunkelung oder Leugnung dieses Satzes zu protestiren. Kant lehrt, daß Wissenschaft im strengen Sinn des Wortes, exakte Wissenschaft, nur möglich ist, so weit die sinnliche Erfahrung und die Mathematik reichen, nicht darüber hinaus; und in das darüber hinaus liegende Gebiet gehören außer den Naturwissenschaften Geologie (nicht Geognosie) und Biologie alle Geisteswissenschaften. Die ausgerechnete Entfernung der Erde von der Sonne und der Lehrsatß vom Parallelogramm der Kräfte lassen sich streng beweisen; doch ob der Kaiser Tiberius und Napoleon I. bössartige oder von Natur gute Menschen gewesen sind, ob der wundervolle Bau der organischen Wesen durch das blinde Zufallsspiel der chemischen Elemente entstehen konnte oder einen intelligenten, planvoll wirkenden Schöpfer voraussetzt, ob die Seele ein Produkt des organischen Prozesses oder eine geistige Monas ist, Das wird niemals durch einen zwingenden Beweis ausgemacht werden. In allen solchen Dingen hängt die Annahme oder Ablehnung des Beweises in letzter Linie von der Struktur des individuellen Denkapparates und von dem Grade seiner Beeinflussung durch anerzogene Vorurtheile, persönliche Wünsche und Neigungen und die ihn umgebende geistige Atmosphäre ab. Wird diese Grenze nicht streng gewahrt, dann wird die Verwirrung, die ohnehin im inexacten Gebiet herrscht, durch die Anmaßung der vermeintlichen Unfehlbarkeit in der Beweisführung gesteigert und der Kampf der Meinungen verbittert und vergiftet, die Forschung vielfach schon von vorn herein durch Vorurtheile irr geleitet. Gerade die Kirche hat guten Grund, auf der strengen Innehaltung der Grenze zu bestehen, denn nicht bloß die Theologie, sondern auch ihre erbitterte Feindin, eine sich mit ihrer Voraussetzungslosigkeit brüstende Naturwissenschaft, die weiter nichts ist als das naturwissenschaftlich herausgeputzte atheïstische Vorurtheil, macht sich vielfacher Grenzüberschreitungen schuldig; die biologischen Widerlegungen des Glaubens an den Schöpfer sind erst nach solcher Ueberschreitung der Grenze zwischen der exakten und der inexacten Wissenschaft möglich geworden.

Die andere Gefahr besteht darin, daß Menschen, die nicht an Gott glauben, des bösen Willens beschuldigt werden; denn wenn sich Einer sogar durch einen logisch zwingenden Beweis nicht überzeugen läßt, dann kann solche Hartnäckigkeit doch nur aus bösem Willen erklärt werden. Der Ungläubige gilt als ein schlechter oder böser Mensch, der nicht an Gott glaubt, um die Verpflichtung zum Gehorsam gegen die göttlichen Gebote nicht anerkennen

zu müssen. Dieses Motiv des Unglaubens kommt vor, seine Schuldhaftigkeit wird jedoch dadurch vermindert, daß die Beweise für das Dasein Gottes und die weiteren Beweise für die göttliche Einsetzung der Kirche (einer Kirche, wie sie im Laufe der Jahrhunderte geworden ist), eben nicht zwingend sind. Und in vielen Fällen sind es edle Beweggründe, die den Kirchenglauben verbieten; wie die Reformatoren nicht aus persönlicher Lasterhaftigkeit, sondern aus Abscheu vor den Lastern der Hierarchie deren Feinde geworden sind, so hat später zeitweise das gesammte Kirchenwesen aller Konfessionen und Sekten einen so abstoßenden Anblick gewährt, daß sich edle und feine Gemüther zur Verwerfung des Christenthumes versucht fühlen mußten. Bei manchen modernen Philosophen wirkt noch ein besonderer höchst achtbarer Beweggrund mit. Eduard von Hartmann, dessen Arbeit sein Jünger Arthur Drews fortsetzt, war Pessimist; was er von der Welt zu sehen vermochte, Das machte auf ihn den Eindruck, daß Unlust, Leid und Schmerz überwiegen; eine Fortbauer des Seelenlebens nach der Auflösung des Gehirns in einem Jenseits, wo die erlittene Ungerechtigkeit ausgeglichen und der Durst nach Glück gestillt werden könnte, schien ihm aus naturwissenschaftlichen Gründen unmöglich zu sein. Ein Schöpfer aber, der mit Bewußtsein eine unselige Welt geschaffen hätte, würde ein böses Wesen, ein Teufel sein. Um nicht den Urheber der Welt böse denken zu müssen, sprach er ihm das Bewußtsein ab, spaltete das Absolute in einen (zwar nicht bösen, aber) dummen Willen, der sich in der Welt materialisirt, und eine unbewusste Intelligenz, die das durch diese Dummheit angerichtete Unheil so weit wie möglich in Heil zu verwandeln sich müht. Ein Mann, der Gott das Bewußtsein, die Persönlichkeit abspricht, um ihn nicht für böse halten zu müssen, ist ein sehr viel heiligerer Mensch als der heilig gesprochene Johann Capistran, der im Jahr 1453 zu Breslau einundvierzig Juden lebendig verbrennen und vierzehn in noch grausamerer Weise hinrichten ließ, auf die alberne Beschuldigung hin, sie hätten eine Hostie geschändet. Das Geständniß der angeblichen Missethat wurde ihnen auf der Folter erpreßt. Der „Heilige“ wohnte der Folterung bei und gab selbst an, wie man die Unglücklichen martern solle. An einen Gott zu glauben, wie sich ihn dieser Fanatiker vorgestellt haben muß, verbietet das in der Wechselwirkung echt christlicher Gesinnung mit humanistischer Aufklärung geläuterte sittliche Empfinden des modernen Menschen. Und wenn die Kurie eigensinnig auf einer Orthodogie beharrt, die dem Volk Scheufale wie Capistran und Urbues als Vorbilder der Heiligkeit empfiehlt, dann darf sie sich nicht wundern, daß zuletzt auch

die *motiva credibilitatis* für den echten Christengott nicht mehr ziehen. In der Residenz des Papstes und in ganz Italien haben sie längst aufgehört, zu ziehen. Zu den Anmaßungen weltlicher Macht, die Jesus als teuflische Versuchungen gleich im Beginn seines Wirkens zurückgewiesen hat, gehört ja, daß der Papst den italienischen „Katholiken“ die Betheiligung an den politischen Wahlen verbietet; aber klug ist dieses Verbot, ohne welches der Welt offenbar werden würde, wie klein die Zahl der „Katholiken“ in diesem Lande ist, dessen Bewohner fast sämtlich katholisch getauft sind.

Neisse.

Karl Jentsch.



Utopischer Sozialismus.

Otto Warschauer, der an der Charlottenburger Technischen Hochschule als Professor der Nationalökonomie wirkt und dessen eigentlichsstes Forschungsgebiet die Probleme der Handelspolitik sind, ließ vor einiger Frist bei Franz Vahlen einen ansehnlichen Band erscheinen, den er „Zur Entwicklungsgeschichte des Sozialismus“ genannt hat. Drei selbständige, aber für die Zwecke der Buchausgabe in einander gearbeitete Studien über Saint-Simon, Charles Fourier und Louis Blanc, ihre Fortsetzer und (so weit man bei den Ideologen, deren Träume von unendlichem Menschenglück an der gemeinen Wirklichkeit der Dinge zersehnten, davon reden kann) ihre Vollender. Warschauer hat einmal gemeint: es sei sein Lebensbuch; mit seinem Herzblut geschrieben. Das wird bei der Lecture ohne Weiteres offenbar. Nicht so durch die Wärme des Vortrages und den Stil der Darstellung. Warschauer ist kein Historiker und die Gabe der Synthese, die den wahren Geschichtsschreiber macht, ward ihm versagt. Aus den Einzelergebnissen seiner Forschung konnte er nicht ein Bild der großen und dabei doch vielfach wunderlichen Zeit gestalten, da die Monarchenköpfe vom Schafot rollten und die Namenlosen aus der Tiefe aufstiegen, um mit ihrem Hunger und ihrem Haß zum Entsetzen Europas Geschichte zu machen. Da in einem knappen Jahrzehnt das alte Frankreich umgestülpt ward und in dem steten Auf und Ab Männer von der eigenthümlichen Größe und der schier spukhaften Wunderlichkeit der Saint-Simon und Fourier erst möglich wurden. Um so

spürbarer, mit einer eisernden Treue, die nur durch die Liebe erklärlich wird, ist er ihrem Schriftthum nachgegangen und hat aus ihren Büchern, ihren Flugschriften und über längst verschwundene Journale zerstreuten Aufsätzen Alles zusammengetragen, was sie zur Befreiung der Menschheit von der wirtschaftlichen Noth, die mit der geistigen gemeinhin vereint ist, erfannen. Genauer: erschonnen zu haben glaubten. Und so erwächst, wenn auch der düster gigantische Hintergrund der Zeitgeschichte fehlt, uns doch ein zusammenhängendes Ganze. Der „utopische“ Sozialismus wird wieder lebendig. Jener Sozialismus, der (darin dem utopischen Liberalismus verwandt, der mit seinen Ausläufern ja noch in unsere Tage hineinreicht) an die ursprüngliche Reinheit und Unschuld der Menschenseele glaubt und in seiner (die Prägung stammt von Sombart) kindlich naiven Weltbejahung wähnt: es käme nur darauf an, die Formel aussprechend zu machen, die in die „natürlichen“ Zustände der Anfänge zurückführt, und sie recht eindringlich die leuchtende Menschheit zu lehren, um alle Dissonanzen zu lösen.

Warschauer's Buch wendet sich, trotz seinem gelehrten Apparat, auch an die gebildete Laienwelt. Und gerade ihr möchte ich es empfohlen haben. Wir Alle leiden, wie Naumann neulich gesagt hat, an unserer Geschichtslosigkeit. Wir getrauen uns nicht, auszusprechen, was ist, weil wir meist nicht wissen, was war. Unsere Diskussionen in Presse und Parlament wären nicht so unfruchtbar, führten nicht zu dieser fast unerträglichen Verödung und Verflachung der Geister, wenn wir uns auf offenem Markt nicht so ausschließlich von Schlagwörtern nährten und von den Phantasiegebilden, die wir auf sie stützten. In einer Zeit, da ein deutscher Minister Monate lang wie ein Verräther oder wie ein närrischer Schulbub ausgeholfen werden konnte, weil er den Sozialismus eine „großartige Kulturbewegung“ zu nennen gewagt hatte, wird es nützlich sein, die Erinnerung daran aufzufrischen, daß zu den Förderern dieser Bewegung auch Männer gehört haben, die mit sorgender Liebe für alle menschliche Kreatur und nicht alltäglicher Selbstlosigkeit ein lauterer Wollen und eine heiße Begeisterung verbanden, die sie über die dürftige Enge des eigenen Lebens hinausstrug und ihnen im Sterben zum Trost ward. Daß sie scheiterten (und auch ihre späteren Nachfahren vom „wissenschaftlichen Sozialismus“ werden an dieser Klippe scheitern), war durch ihre Unkenntniß der menschlichen Natur bedingt. Das ist ein Irrthum; ist kein ächzendes Verbrechen.

Dr. Richard Bahr.



Das Recht der Zukunft.

Eteter Tropfen höhlt den Stein. Immer lauter und allgemeiner wird der Ruf des Volkes nach Justizreform. Die von Rechtsgelahrten vertretene Rechtsgelahrtheit, einstmal als Orakel betrachtet und verehrt, ist von ihrem hohen Sitz herabgezerrt worden oder herabgesunken. Man versucht, sie zu stützen; sie soll nicht ohne Aufsicht gelassen werden: denn man hält sie nicht mehr für fähig, allein das Recht zu finden. Immer mehr drängt das Laienthum hinein. Hier und da wird geschabt und geseilt; alte Stützen werden abgesehen, neue aufgerichtet. Doch will die Gestalt des künftigen Rechtes und der künftigen Justiz noch nicht klar heraus scheinen.

„Weltfremdheit der Richter!“ Ein sehr thörichtes Wort. Wie kann Jemand, der beinahe noch mehr als Andere mitten im Leben steht und vor dem sich täglich ein buntes Bild des Lebens und der Welt abspielt, weltfremd sein oder bleiben? Nicht weltfremd ist der Richter, manchmal aber nicht geschickt genug, das Gesetz aufs Leben anzuwenden. Wer zu richten verstehen will, muß Gesetzgeber sein können; auch ohne das geschriebene Gesetz muß er Recht und Unrecht erkennen. Er muß studirt und erkannt haben, wie das Recht aus und an dem Leben entstanden ist. Er muß die Motive und die Absichten des Gesetzgebers kennen und das innerste Wesen des Rechtes erfaßt haben. Nur wer selbst für das Recht gekämpft oder selbst seine Sache vor Gericht getragen hat, weiß, was es bedeutet, wenn Recht für Unrecht und Unrecht für Recht erkannt wird. Dann wird ein Ideal gemordet. Der Richter hört nicht den Schmerzensschrei des Verletzten, der oft nicht um Geld und Gut, sondern nur seines Rechtsgefühls wegen kämpft.

Nur der Erfahrenste, Bewährteste, im Weltumgang Gereifteste darf Richter sein. Recht sprechen ist nicht Sache der unerfahrenen Jugend, nicht ein ungeschicktes Vorbeistasten, nicht ein Kommandiren. Recht sprechen, Recht finden: Das kann nur der Wissende, im Leben Erfahrene, nicht der Schneidige. Und je weiser der Richter ist, desto weniger Gerichte sind nöthig, desto weniger Instanzen; desto schneller ist dann die Rechtsprechung. Hier wirkt Quantität nicht. Viele Instanzen und aufhebende Urtheile schaden nur dem Ansehen der Rechtspflege. Weh dem Staat, in dem die Richter nicht mehr wie Propheten geehrt werden, in dem die Gerechtigkeit nicht mehr unverfehrt, das Volk gegen Recht und Unrecht gleichgiltig geworden ist und die Achtung vor den Gerichten verloren hat! Weh dem Richter, der das Schwert der Gerechtig-

keit nicht zu führen vermag, daß zu Theilende unrichtig theilt und wider das Recht tötet!

Wer wird daran denken, in ärztlich technischen Fragen einem Laien das selbe Vertrauen zu gewähren wie einem Arzt? Kann einer Wissenschaft ärgerer Schimpf angethan werden als jetzt der Rechtsgelehrsamkeit, deren Jünger im eigenen Berufsgebiet nicht mehr Fähigkeit haben sollen als Menschen, die die dem Beruf ganz fern geblieben sind? Der „gesunde Menschenverstand“ soll beaufsichtigen; die Wissenschaft ist angeblich auf Abwege gerathen und macht Fehltritte, wenn nicht die Hand und das Auge einer durch sie nicht irrgeliteten Vernunft davor bewahren. Ist diese Vernunft nicht der Wissenschaft fähig, ist sie nicht der Wissenschaft würdig? Warum lehrt die Schule nicht schon den ersten Grund des Rechtes? Giebt es Interessanteres, Nützlicheres, Brauchbareres als die Beherrschung und das Verständniß der täglichen Rechtshandlungen? Gehört diese Kenntniß nicht zu den Grundlagen eines geordneten Staatslebens? Ist es nicht unverständlich, daß dem Schüler nicht schon in jungen Jahren die Bedeutung seiner Handlungen und aller Rechtsgeschäfte eingeprägt wird? Muß, wer miethet und kauft, tauscht und schenkt, leiht und verspricht, nicht wissen, was diese Handlungen bedeuten?

Und wenn der Laie ins Gesetz hineintaucht und aus dem Born der Weisheit zu schöpfen meint: muß er nicht enttäuscht zurückkehren, ohne Belehrung, ohne auch nur eine klare Sprache gefunden zu haben? Schon hat hier ja der Mäher mit seiner Sense eingeseht und wieder Raum geschaffen für die klare und einfache Sprache altväterlicher Gesetze. Welcher Laie kann wahre Freude an der juristischen Literatur finden, wie sie ihm meist entgegentritt? Muß nicht auch hier Ordnung geschaffen werden, damit ein vorgebildeter Laie im klaren Bach die gesetzmäßige Ordnung der Dinge bewundern kann? Man schalt die Kommentatoren und Postglossatoren, weil sie die Glosse glossirten und sich nicht an die Quelle hielten. Wir aber stellen noch heute Bände von Urtheilen zusammen, berufen uns auf Kommentare, scheuen die selbständige Auslegung des Gesetzes und begnügen uns mit Citaten, wo wir eigene Gedankenarbeit leisten müßten.

Wir wollen hoffen lernen. Ueberall regen sich die Triebe, die das Trockene, Ungefunde aus dem Recht entfernen wollen. Wahres Recht ist nur, was auch ohne geschriebene Satzung als Recht erschiene. In der Hast unseres Lebens bleibt nicht die Zeit, erst im Gesetzbuch nachzuschlagen.

Hamburg.

Dr. Otto Siebeking.

Ein Feind Deutschlands?

Im Januar 1911 ging durch deutsche Blätter ein Brief, den Georg Brandes, der berühmte dänische Literaturhistoriker, an Herrn Henri Guilbeaux gerichtet hat und in dem die Worte vorkommen sollten: „Sie lieben die deutsche Literatur. Ich aber, ohne jedes Vorurtheil, liebe sie nicht; ich kann die deutsche Sprache nicht leiden; in meine Jugendzeit fiel eben der deutsch-französische Krieg und die deutsche Tyrannei in Schleswig ist mir immer gegenwärtig.“ Der Adressat hatte diesen Privatbrief, wie es leider Sitte geworden ist, ohne den Schreiber zu befragen und ohne dessen Ermächtigung einzuholen, veröffentlicht und damit den deutschen Blättern, die, wo es angeht, in billigem Patriotismus machen, eine willkommene Speise geboten. Selbst die Leiter ernstester Zeitungen glaubten, Herrn Brandes vorhalten zu müssen, daß er Unrecht thue, eine Sprache zu hassen, „durch deren Vermittelung seine Arbeiten in weiten Kreisen bekannt wurden“, und daß er mit schönem Unbath die Deutschen belohne, „deren Gastfreundschaft er alljährlich genieße“. Die antisemitischen Organe aber gefielen sich darin, den geistvollen und tapferen Mann, weil er von Juden stammt, als Georg Brandes-Cohn zu verhöhnen. Einstimmig erklang der Rath, als Deutscher vor Brandes auf der Hut zu sein, und die Drohung, ihn künftig als Feind zu behandeln.

Der Fall ist so typisch, daß es sich lohnt, in einer ersten Wochenschrift davon zu reden. Wissen wirklich diese deutschen Journalisten, die so schnell mit ihrer Verurtheilung fertig sind, nicht, wer Georg Brandes ist und welche Sprache sich ihm gegenüber ziemt? Nicht von dem Schöpfer dänischer Kritik, nicht von dem Mann habe ich zu reden, der seine Landsleute die Weltliteratur kennen und deren Zusammenhang mit ihrer eigenen Literatur erkennen lehrte; nicht von dem Forscher, der als der erste unerschrockene Wahrheitsfucher, ein Naturalist vor dem Naturalismus, mit der Romantik brach; nicht von dem umfassenden Geist, der den engen Begriff der „schönen“ Literatur sprengte und Literatur als den Inbegriff des geistigen Lebens, der Kunst und Philosophie zeigte; nicht von dem nachgestaltenden Techniker, der nicht nur den Inhalt, sondern auch die Technik der von ihm analysirten Werke zu erfassen und wiederzugeben, der, wie er dichterisch zu schauen verstand, das Gesehene auch wirklich plastisch darzustellen wußte. Sondern von Dem, der den Deutschen die deutsche Literatur in meisterhafter Gestaltung vorführte. Georg Brandes war der Erste, der die bis dahin niemals recht erkannte Romantik in ihrer Eigen-

art und Bedeutung entschleierte, fast auch der Erste, der die vorher meist nur dilettantisch behandelte und verkannte Epoche des Jungen Deutschland zu beleben verstand. In dänischer Sprache hat er über Deutschland und deutsche Literatur wichtige Studien veröffentlicht. Im siebenzehnten Band seiner Gesammelten Schriften behandelt er die deutsche Literatur ausführlich und liebevoll, im zwölften sein persönliches Verhältniß zu Deutschland. In seiner Autobiographie, von der in Deutschland bisher nur Bruchstücke bekannt geworden sind, hat er über sein Leben in Berlin und sein Verhältniß zu dem geistigen Leben dieser Hauptstadt mit wärmster Zuneigung gesprochen und in dem großen Buch „Berlin“ die gesammte Entwicklung der Stadt als ein inniger Freund deutschen Lebens behandelt.

Und von einem solchen Mann, der aus innerster Ueberzeugung, nicht etwa, um Freunde zu erwerben, Lob und Anerkennung zu heischen, so oft und entschieden für die Würdigung deutschen Wesens und deutscher Literatur gesprochen hat, wagt man zu sagen, daß er die Deutschen hasse, und erlüht sich, zu behaupten, mehr als er der deutschen Literatur habe sie, durch die Verbreitung seiner Schriften, ihm genützt. Man versuche doch einmal ernstlich, zu erwägen, was Deutschland für Brandes gethan hat. Als 1872 seine „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ in einer Uebersetzung von Adolf Strodtmann zu erscheinen begannen, wurden sie in Deutschland mit Begeisterung aufgenommen. Verbreitung fand aber diese Originalausgabe nicht; und ein Verleger benuzte das Fehlen eines Literaturvertrages zwischen Dänemark und Deutschland, um eine billigere, aber auch viel schlechtere Bearbeitung auf den Markt zu werfen und den Vortheil für sich einzuheimsen. Dieser Nachdrucker ließ den vier Bänden des ursprünglichen Werkes einen fünften und einen sechsten folgen: die Fortsetzung der Vorlesungen, die Brandes in Kopenhagen gehalten hatte. Als Brandes dann im Jahr 1881 den Versuch machte, eine neue deutsche Ausgabe des Gesamtwerkes nicht bei dem ersten Verleger Franz Dunder (der Inhaber der Firma war gestorben und die Vorräthe waren in andere Hände übergegangen), sondern bei Veit & Co. in Leipzig erscheinen zu lassen, da ereignete sich das seltsame und beschämende Schauspiel, daß der Autor von dem Nachdrucker des Nachdruckes bezichtigt und in einen großen Prozeß verwickelt wurde, der ihm allerlei Verrgeruiss und Mühe bereitete und nicht einmal, wie man doch erwarten durfte, zu seinem Vortheil endete. Und Deutschland kaufte das billigere Werk und dachte nicht daran, dem geschädigten Autor zu seinem Recht zu helfen. Der Nachdruck hat es auf zehn Auflagen gebracht. Die Originalaus-

gabe, die einzige, die ein anständiger Leser benutzen sollte, ist über die erste Auflage nicht hinausgekommen. Das war der Dank, den Deutschland einem seiner wärmsten Anhänger gespendet hat.

Einem seiner wärmsten Anhänger. Das bleibt Brandes, trotz dem Privatbrief, der jetzt gegen ihn ausgebeutet wird. Wie war dieser Brief entstanden? Als Herr Guilbeaux 1910 in Brüssel Vorträge über deutsche Literatur halten wollte, sandte er den Plan an Brandes. Die kritiklose Verherrlichung alles Deutschen und die falschen Urtheile über Nordisches, die der Franzose deutschen Vorrednern nachsprach, ärgerten den Dänen so sehr, daß er im ersten Unwillen einen Brief schrieb, in dem harte Worte über deutsche Art stehen mögen. Was beweisen sie? Daß auch ein Brandes im Unmuth einmal die Pflicht der Gerechtigkeit vergessen kann. Seit wann sind die Deutschen so überempfindlich? Haben sie Marc Twain die Freundschaft aufgesagt, als er den Deutschen öffentlich gerathen hatte, ihre barbarische Sprache zu ändern, oder zürnen sie Nießche, von dem sie viel Schlimmeres hörten? Haben sie Goethe geächtet, weil er sagte, nur in der Kunst, deutsch zu schreiben, sei er bis an die Grenze der Meisterschaft gelangt, und dann fortfuhr: „Und so verderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kraft“? Freilich: Goethe war ein Deutscher; und war Goethe. Aber darf man dem Dänen aus einem Zufallswörtchen ein Verbrechen machen? Alles vergessen, was der geistvolle, tapfere, freie Mann gethan hat, um den Widerstand seiner Landsleute gegen die deutsche Literatur zu brechen, für deren gerechte Werthung er nun ein Menschenalter lang mit den Waffen des Künstlers und Denkers kämpft? Darf man das Alles von der Tafel der Erinnerung wischen, weil unser Freund einmal wüthend war und blind um sich hieb? Welcher ernsthafte Deutsche verdammt den Franzosen, der den großen Krieg und den Verlust zweier Provinzen noch nicht verwunden hat? Dürfen wir dem Dänen als unverzeihliches Verbrechen anrechnen, daß er noch an die Annexion von Schleswig-Holstein denkt und die Behandlung mißbilligt, die mancher Landemann in Nordschleswig erlitt? Soll dieser Däne uns deshalb etwa als ein schlechter Kerl gelten? Ich will gar nicht fragen: Ist Das gerecht? Nur: Ist Das klug? Deutschland, deutsche Kunst und Literatur haben in der Fremde nicht so viel Herolde, daß wir uns leichtsinnig solches Vertheidigers berauben dürfen.

Für mich bleibt Georg Brandes ein bewährter Freund des deutschen Geistes; die Dienste, die er diesem Geist im feindlichen Ausland geleistet hat, sind werthvoller als der bequeme Patriotismus der Leute, die ihn jetzt schelten.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Reichsbankpolitik.

Die Reichsbank ist mit den Tendenzen unserer Großbanken nicht mehr ganz so zufrieden wie unter dem Präsidium Richards Koch, dem unbestreitbare Verdienste um das Centralinstitut ein hohes persönliches Ansehen verschafft hatten. Der Nachfolger, Geheimrath Havenstein, begnügte sich nicht mit mäßiger Nachfüllung der Goldbestände; er sorgte für eine erhebliche Stärkung des Metallfundaments und für eine kräftige Devisenpolitik. Daß trotzdem der Diskont in den durch ein Wirthschaftsgesetz gewiesenen Bahnen blieb, konnte nur für Kochs Grundsätze sprechen, der ja immer die Meinung vertreten hatte, daß sich mit Gewalt gegen die Kletterleidenschaft des amtlichen Zinsfußes nichts ausrichten lasse. Nach und nach änderten sich auch die Beziehungen zwischen dem Centralinstitut und den Banken. Präsident Havenstein hat die Pflicht der Reichsbank, über den Geldmarkt zu wachen, die unterstrichen und die Vertreter der Banken nicht im Zweifel darüber gelassen, daß die Reichsbank nicht für sie allein die milchende Kuh sei. Die Novelle zum Bankgesetz, deren Rest am ersten Januar 1911 in Kraft getreten ist, sollte gegen die durch den wirthschaftlichen Aufschwung und die Zunahme des Kredits bewirkten Forderungen schützen und die Verwehrung des freien Kontingents der ungedeckten Noten sollte den Bankstatus entlasten. Aber die Ansprüche an die Reichsbank sind noch höher gestiegen. Wer ist daran schuldig? Präsident Havenstein sagt: „Die Banken und die Börse“. Er warnt vor der Gewährung großer Kredite, die nur die Spekulation in Werthpapieren unterstützen. Der Appell an die Banken (Ende September 1910) fand ein freundliches Echo; doch wurde erwähnt, daß man in das Einreservebestem hineintreibe; die Reichsbank dürfe nicht zur einzigen Stütze des ganzen, schweren Kreditbaues werden. Ende März 1911 trieb der Strom des Geldbedarfes die Ziffern der Bilanz zu Rekordhöhen; und in der auf diese Galavorstellung folgenden Sitzung des Centralausschusses sprach der Präsident, in verschärfter Tonart, von dem bedenklichen Kontrast zwischen dem Aussehen der Reichsbankziffern und dem Wesen der wirthschaftlichen Konjunktur. Wer von dem Status auf die Stärke der geschäftlichen Tendenz schließen wollte, müßte glauben, daß man im Fett schwimme. Schon da war die schädliche Einwirkung der Bankpolitik auf die Beurtheilung der Wirthschaftslage angedeutet. Und den Worten sollte die That folgen.

Vor einigen Wochen erklärte die Reichsbank, daß sie Wechsel der Firmen, die ihre Buchforderungen diskontirt haben, nur noch gegen Deckung annehme. Solche Sicherung ist berechtigt; denn ein Debitor, der sich mit Hilfe seiner Außenstände Geld macht, hat (für den Augenblick wenigstens) nicht mehr die volle Verfügungsfreiheit, die bei einer unbedingt sicheren „Wechselpersonlichkeit“ vorausgesetzt werden muß. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank lehnt die Diskontirung von Wechseln mit den erwähnten Kennzeichen ab; und gerade in Oesterreich ist die Verwerthung der Buchforderungen sehr beliebt. In der Maijhung

der Reichsbank wurde wieder über die Zunahme der Ansprüche an den Quartaalsenden geredet. Die Bardeckung des Notenumlaufes stehe in umgekehrtem Verhältniß zur Stärkung des Goldvorrathes: sie habe sich wesentlich unter den Durchschnitt früherer Jahre gesenkt. Eines Tages könne die Dritteldeckung der Noten (sie müssen zu einem Drittel in barem Geld, Barrengold, Reichsflansscheinen oder Noten anderer Banken, zu zwei Dritteln in Wechseln gedeckt sein) unmöglich werden. Deshalb müsse man die Entnahme von Ultimogeld erschweren. Eine neue Bestimmung schreibt vor, daß im Lombardverkehr ein Zinsenzuschlag für zehn Tage eintreffe. Dieses Plus kommt zu den üblichen Zinsen, die, nach der alten Vorschrift, für zehn bis vierzehn Tage berechnet wurden. Beträgt der Lombardfuß 5 Prozent, so erhöht er sich, durch das neue Voensale, auf 10 Prozent. Da die Vertheuerung zunächst nur viermal im Jahr eintreten soll, so ist ihre Wirkung von vorn herein begrenzt; und es bleibt fraglich, ob die Reichsbank durch das Aufstoßen einer so engen Noththür ihrem geprehten Status Luft schaffen kann. Immerhin ist die zweite Aktion gegen die Banken; denn sie sind die Missethäter, die sich am Lombardkonto der Centralbank veründigt haben. Sie sollen sich auf das Nothwendige beschränken, und der Reichsbank nicht Warmittel entziehen, nur, um damit zu „johbern“. Deshalb mußten bisher schon die Zinsen für zehn bis vierzehn Tage bezahlt werden. Was war die Folge? Die Banken zahlten nicht nur die Zinsen für die festgesetzte Minimalfrist, sondern behielten auch das Geld so lange, obwohl sein Zweck mit der Abwicklung der Ultimoverpflichtungen erreicht war. Um sich für die verlangte Mindestleistung schablos zu halten, suchten sie das Ultimogeld an der Börse nützlich zu verwerthen. Sie liehen es weiter aus; kauften vielleicht Privatdiskonten zum höchsten Satz und verkauften sie, sobald, nach dem Quartaalswechsel, der Zinsfuß sich wieder gesenkt hatte. Mit dem Geld, das die Reichsbank schmerzlich vermiedte, wurde an der Börse gehandelt. Dieses Treiben soll nun der neue Stachelbraht hindern: auf daß nicht wieder der Glaube an eine Geldfülle entstehe, die in der Wirklichkeit nicht existirt.

Von einem Nothstand der Reichsbank darf man im Ernst nicht reden. Sie will der Grenze ihrer Notendeckung so fern wie möglich bleiben. Selbst wenn der tiefste Pegelstand je erreicht würde, bliebe die Qualität der deutschen Währung unberührt. Die Reichsbank könnte ihren Metallvorrath für eine Weile so ergänzen, daß die Ausgabe von Noten nicht schwierig wäre. Fremde Notenbanken, zunächst die nahe benachbarte Oesterreichisch-Ungarische Bank, könnten ausbelfen; und nach wenigen Tagen wäre die Verlegenheit überstanden. Doch der kluge Mann baut vor. Ein innerer Widerspruch bleibt freilich. Die Lombarddarlehen kommen als Unterlagen für die Banknoten nicht in Frage. Die Reichsbank betreibt dieses Geschäft, um den Trägern unserer Wirthschaft die Möglichkeit kurzfristiger Gelddbeschaffung zu bieten. Die Termine beim Wechseldiskontgeschäft sind länger und erfordern deshalb größere Aufwendungen. Der Lombardverkehr ist also ein Appendix, den die Reichsbank nicht allzu groß werden lassen will. Die

Haute Banque weiß, daß sie an der Vertheuerung des Reportgeldes nicht schwer zu tragen haben wird. Was sie zu den vier Quartaltern braucht, kann sie sich durch Begebung von Tratten beschaffen; und den gesteigerten Lombardsatz bei der Kundschaft ausnützen. Die Furcht, daß nur der Mittelstand getroffen werde, soll im Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft zum Ausdruck gekommen sein. Daß die Reichsbank Unrecht habe, konnte man natürlich nicht behaupten. Die Warnung vor allzu hohen Engagements im Kontokorrent und in der Effektenpekulation muß gelten. Aber auch die größere Regelmäßigkeit im Handel, Gewerbe und in der Industrie ist nicht zu leugnen. Beileibe noch keine Hochkonjunktur (anderswo hatte man's anders gehört); nur erste Ansätze neuer Betriebsamkeit. Und die verlangen ihr Recht; der Waarenhandel dürfe nicht beeinträchtigt werden (die Reichsbank hat darauf Rücksicht genommen und Lombarddarlehen, die nicht über 30000 Mark hinausreichen, von der Mehrbelastung mit Zinsen befreit) und mit ihm seien die Existenzbedingungen der Privatbankiers besondern Schutz empfohlen. Denen aber drohe Gefahr. Der Mittelbankier hat sich mit der Verpfändung von Werthpapieren bei der Reichsbank beholfen, wenn die dringenden Forderungen des Quartals befriedigt werden mußten. Das Geld bezog er zum Lombardsatz, und wenn er richtig disponirt hatte, konnte er die Zinsensfrist auf das Minimum begrenzen. Nach der verschärften Vorschrift muß er wesentlich höhere Zinsen zahlen oder zusehen, daß er sich eine andere Geldquelle schaffe. Da bleibt ihm nur die Großbank; die dem Kunden natürlich auch nichts schenken wird. Auch die Großen scheinen zu einer Zuschlagsforderung entschlossen. Hat ein Bankier bei einer Bank am Vierteljahrsultimo ein Debitsaldo, so soll ihm hinfüro ein erhöhter Zinsfuß berechnet werden. Wenn die Banken aber Wechsel rediskontiren, so halten sie das Geld noch länger der Reichsbank fern als beim Lombardiren. Die Laufzeit des Wechsels reicht über die Frist des Lombarddarlehens hinaus. Die Institute können also, noch mehr als zuvor, mit dem Geld der Centralbank Zwischengeschäfte machen. Sie kommen dabei doppelt auf ihre Kosten (denn der Provinzkunde muß ihnen den Zuschlag entrichten) und die Situation des Geldmarktes wird nicht klarer, als sie unter dem alten Schlenbrian war. Und daß die „Effektenpekulation“ den Muth verlieren werde, weil sie viermal im Jahr ein etwas erhöhtes Reportgeld zahlen muß: dieser Uberglaube ist nicht ernst zu nehmen.

Der erhöhte Lombardzinsfuß wird Keinem das Leben verkleiden und die Grundlinien der wirtschaftlichen Bethätigung werden kaum von der alten Richtung abbiegen. Der Geschäftsmann soll alle möglichen Geschäfte machen und sich vor unmöglichen hüten. Nur denken über die Unmöglichkeit verschiedene Menschen verschieden. Daß ein Reichsbankleiter zu weiser Mäßigung mahnt, ist begreiflich. Doch er darf nicht erwarten, eine so gewaltige Naturkraft, wie es der Trieb zur restlosen Kapitalisirung aller erreichbaren Chancen ist, durch die Stärke eines begrenzten Willens hienieden je überwinden zu können. L a d o n.

Neuenahr **bitte wenden!**



Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale:

Berlin W 8, Friedrichstraße 182

Einheitspreis für
Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.



MURATTI

Cigarettes

Manchester

Elektrische Heiz- u. Kochapparate



Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt

Königgrätzerstr. 4

Elektr. Handmassagenapparat im Gebrauch

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72-73.

8 Uhr.

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Neues Operetten-Theater8 $\frac{1}{2}$ Uhr abends:

Gastspiel des Neuen Schauspielhauses:

Eine Million.**Metropol-Theater.****Hoheit
amüsiert sich!**

Operette in 3 Akten von J. Freund. Musik von Rudolf Nelson. In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultz.

Guido Thielscher — L. Agoust
Ly Winter — K. Piann — A. Guttman
Anfang 8 Uhr. Rauchen gestattet.**Victoria-Café**Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.**22. Ausstellung der
Secession**

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9—5 Uhr.

Eintritt 1 Mark.

Bilz' Sanatorium
Dresden-Radebeul3 Ärzte
Physik diätet.
Behandlung
Gute
Heilerfolge
Prospecte frei**Bilz Nährsalz**Für Kranke und Gesunde
unentbehrlich. Es bildet ge-
sundes Blut, Nerven, Mus-
keln, Haare, Nägel, Haut.
Unübertroffen. Preis pro
Kilo M. 4.50, 1/2 Kilo
M. 2.25. Probekilo M. 1.50.
In Apotheken, Speisekellern, Drogerien etc., oder durch
Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.**Militär-
Kostümlblätter**

kauft stets

Paul Graupe, Antiquariat,
Berlin W. 35, Lützowstraße 28.**Schriftstellern**bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Veröffentlichung gut. Arbeiten in Buchform.
Verlag für Literatur, Kunst und Musik,
Leipzig 101.Unterricht im Schlittschuh-
und Kunstlaufen wird erteilt.**EIS - ARENA** geöffnet
täglich

ununterbrochen von 10 Uhr vorm.

Kunstlaufproduktionen.

Abendlich: Das feenhaft ausgestattete Ballett:

Montreal

Die Stadt auf Schlittschuhen.

Bis 7 Uhr und von 10 $\frac{1}{2}$ Uhr
abends halbe Kassenpreise

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

„Sie müssen nach Neuenahr“

So klingt das Mahnwort des Arztes, der Freunde, wenn es im Korpus, der bis dahin tad. Ho. funktioniert hat, zu zucken und zu zucken beginnt, wenn dieses oder jenes Organ zu streiken anfängt.

Von ihm ist in den Kreisen der Aerzte und ihrer Patienten viel die Rede. Neuenahr — im romanischen Abtiale gelegen, dort am Eingang in die wilde Romantik des Eifelgebirges, dort, wo der Rhein, von den zackigen Kuppen der „Sieben Berge“ schiedend, die Tiefebene betritt — ist zwar eine der jüngsten Blüten im reichen Kranze schmucker Bäder und Kurorte unseres Vaterlandes, trotzdem aber eine ihrer schönsten und blühendsten.



Teilbild des Kurhauses.

Die natürlichen Vorbedingungen zu der raschen Entwicklung sind natürlich vor allem die alkalischen Thermen, von denen bei ihrer Entdeckung Fachmänner von Ruf sagten, „dass sie eine balneologische Lücke ausfüllen“; es sind die einzigen ihrer Art in Deutschland.

Zudem hat Mutter Natur ihm reiche Naturschönheiten verliehen, denen sich prächtige Werke der Menschenkunst zugesellen. Es ist das Kurhaus, dessen Teilbild wir hier bringen, das Kurhotel, das, ausgestattet mit allen Einrichtungen moderner Hotelkunst, dem Gaste Behagen, Wohnlichkeit und Gastlichkeit bietet, die grossen Karanlagen, ein Kabinettstück der Gartenbaukunst, die ihre Fortsetzung in ausgedehnten schattigen Alleen und Promenaden längs der Ufer der Ahr finden.

Gegen welche Leiden hilft Neuenahr? Vor allem ist es die so häufig auftretende und so oft unerkannte Zuckerkrankheit, es sind die vielerlei Erkrankungen des Magens und der Verdauungsorgane, die Gallen-, Leber-, Nieren- und Blasenleiden, die Erkrankungen der Atmungsorgane, Gicht und Rheumatismus. Ueber die Leiden und ihre Behandlung hier mehr als Andeutungen zu geben, würde zu weit führen; die Broschüre „Neuenahr“, welche von der Kurverwaltung von Bad Neuenahr unsonst zu beziehen ist, enthält hierüber weitere Aufschlüsse.

Die meisten der vorhin erwähnten Krankheiten zwingen den Patienten zur Befolgung einer mehr oder minder strengen „Diät“, auf die in den Hotels und Privapensionen besondere Sorgfalt gelegt wird. Unter ihnen ist besonders das Kurhotel zu nennen, das, umgeben von den Karanlagen, mit dem Kurhaus die Mittelpunkte des barten Lebens des aufblühenden Bades bildet.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



Die auserlesenen Attraktionen!

LA TORTAJADADie 7 Korinnas, klassische Tanzstudien.
Karl Reinsch und Lucia mit ihren Voll-
blutpferden und Hunden.**De Die****Charles Baron's** Burlesque Menagerie.
Techin Mau's 8 heilige Chingasen
und eine Kette**hervorragender Kunstkräfte!****Kleines Theater.**

Sommerspielzeit:

8 $\frac{1}{2}$ Uhr:*Die 4 Töten der Flanetta. Karnaval
in Nizza. Die verwandelte Kates.***„Moulin rouge“**

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.

Ballhaus „Fledermaus“, Hamburg.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | **Pavillon Mascotte**

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Konzerthaus

Täglich populäre Konzerte der ersten Militärkapellen Berlins

Anfang 6 Uhr. Eintritt 50 Pf. Garderobe frei. Ende 12 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.


*Terrassen
am Halensee*

Neueste Attraktionen:

Strasse von Kairo.**Johnstowns Untergang.**

Grösste elektrotechn. Lichtschau der Erde.

Eintrittspreis 50 Pfennig.



FOSCO
Erfrischendes alkoholfreies
Cacao-Getränk
wird mit Milch u. Mineralwasser getrunken
Ohne jede Konkurrenz. Überall erhältlich
Alleinige Fabrikanten F. KORFF & Co.
Amsterdam Berlin S.W. 4



Werden Sie Redner!

Lernen Sie groß und frei reden!

Gründliche Ausbildung zum freien Redner durch Brechts Fernkursus
für **praktische Lebenskunst, logisches Denken,**
freie Vortrags- u. Redekunst.

Einzig dastehende Methode. — Erfolge über Erwarten.
Anerkennungen aus allen Kreisen. Prospekte kostenlos durch
R. HALBECK, Berlin 474, Potsdamerstr. 123b.

Cinzano-Torino

Der echte Toriner-Vermouth-Wein

Aus altem weissen Asti
Magenstärkend u. appetitanregend

Cinzano-Torino ist kalt zu trinken

:: :: Überall erhältlich :: ::

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30

Grand Marnier

Besteht aus franz. Cognacs grande fine Champ.

• **Edelster Liqueur aller Nationen** •

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30

Hôtel Hamburger Hof Hamburg



— Jungfernstieg —

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

Zimmer von Mark 5.— an
inclusive Frühstück, Bedienung
und Licht.

Telefon in den Zimmern.

Alkoholentwöhnung

zwangslose Kuranstalt Rittergut
Nimbsch bei Sagan, Schlesien.
Aerztl. Leitung. Prosp. frei.

Schockethal bei Cassel
Physikal.-diät. Heilanst. m. modern.
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. gesch.
Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumböller.

Ostseebad Graal i. M.

„Wald-Hôtel“ u. Villa „Seestern“,
vornehme, ruhige Häuser unmittelbar a.
Laub- u. Tannen-Wald, dicht a. Strand.
Civile Preise. Prospekte. **Schmidt**.



Sanatorium Bismarckhöhe
leit. Arzt: Dr. Lindner — Ärztin: Dr. Jaschke
Finkenwalde bei Stettin

HERZ Sanatorium
Alicenhof
Bad Nauheim
Dr. Hans Stoll
(auch Winterkur)

≡ Berlin-Zehlendorf-West ≡ Waldsanatorium Dr. Hauffe

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige), Rekonvaleszenten, Erholungsbedürftige.

— Beschränkte Krankenzahl. —

CHAMPÉRY

1052 m. — Schweiz. Wallis

Elektrische Bahn

Idealer Aufenthalt in jeder Jahreszeit

Deutschen Familien
sehr empfohlen

Sehr gute Küche und Be-
dienung. — Preise mässig

„Pension des Châlets“

nächst Tannenwald und Sportplatz

Schweiz. Chalet einfach gemächlich mit allem Komfort

WILOBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD

Steier-
mark

Aerztl. Leiter: **Professor Dr. E. v. Düring**. — Ganzjährig geöffnet. — 4 Aerzte.
— Prospekte gratis. — Bis Anfang Juni ermässigte Zimmerpreise.

Norddeutscher Lloyd, Bremen



mit erstklassigen Dampfern regulärer Linien nach
 Ägypten, Tunesien, Algerien, Sicilien, Griechenland,
 Konstantinopel, Kl.-Asien, dem Schwarzen Meere,
 Palästina u. Syrien, Spanien u. Portugal, Madeira usw.
 Ceylon, Vorder- u. Hinterindien, China, Japan u. Australien

Reisen um die Welt

Eisenbahn-Verbindung nach und von dem Mittelmeer
 mit dem

Gotthard-Expreß:

von Berlin—Frankfurt—Basel nach Mailand
 Oktober-November nach Genua

Lloyd- und Riviera-Expreß:

von Altona—Hamburg—Bremen bzw. Haag (Amster-
 dam) bzw. Berlin nach Genua bzw. nach Ventimiglia
 ab 1. Dezember bis 30. April

Ausgabe von Reise-Checks und Welt-Kreditbriefen

Nähere Auskunft erteilen:

Norddeutscher Lloyd, Bremen

sowie dessen sämtliche Agenturen

Westerland
26 000 Besucher
Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem, modernem Inhalatorium, Luft-
 und Sonnenbad, Bellebtestes Nordseebad mit stäkstem Wellenschlag,
 Meilenlanger, stäubiger Strand, Grossartige Dünenlandschaften. Pro-
 spekte kostenlos durch die Städtische Badeverwaltung Westerland
 und durch alle Reisebüros u. Eisenbahnauskunftsstellen.

Auf an den Rhein!

Der Rhein und seine Nebentäler das schönste Stromgebiet Deutschlands

zeichnet sich vor allem aus durch sein angenehmes Klima, seine unübertroffenen Verkehrsverhältnisse, insbesondere durch die einen Weltruf genießende **Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt** und seine vortrefflichen Automobilstraßen. Am Rhein gibt es die schönsten Ausflugsorte und bietet derselbe den besten Erholungsaufenthalt. Die Besucher des Rheins finden in nachstehend bezeichneten Hotels vorzügliche Unterkunft und ausgezeichnete Verpflegung.



Düsseldorf:

Hôtel Breidenbacher Hof.
Hôtel Heck.
Hôtel Monopol-Metropol.
Park-Hôtel.
Hôtel Royal.

Aachen:

Henriom's Grand Hôtel.

Köln:

Hôtel Continental.
Dom-Hôtel.
Hôtel Ditsch.
Excelsior Hôtel Ernst.
Hôtel Ewige Lampe u.
Europe.
Monopol-Hôtel.
Hôtel du Nord.
Hôtel Savoy.
Hôtel Westminster.

Bonn:

Grand Hôtel Royal.
Hôtel Goldener Stern.

Godesberg:

Dreesen's Rheinhotel.
Hôtel Godesberger Hof.

Königswinter:

Hôtel Berliner Hof.
Hôtel Düsseldorfer Hof.
Hôtel Europäischer Hof.
Grand Hôtel Mattern.

Rolandseck:

Hôtel Bellevue vorm.
Billau.
Hôtel Rolandseck-Großen.

Remagen:

Hôtel Fürstenberg.

Bad Neuenahr:

Bade- und Kurhotel.
Bonn's Kronenhôtel.

Andernach:

Hôtel Haackenbruch.

Koblenz:

Hôtel Monopol-Metropol.
Hôtel Riesen-Fürstenhof.

Boppard:

Hôtel Bellevue u. Rhein-
hotel.

St. Goar:

Hôtel zur Lilia.
Hôtel Schneider.

Bingen:

Hôtel Victoria.

Rüdesheim:

Hôtel Darmstädter Hof.
Hôtel Jung.
Hôtel Rheinstein.

Mainz:

Hôtel Hof von Holland.
Hôtel Rheinischer Hof.

Die ideale Kunstzeitschrift

*Meister
der
Farbe*

Monatlich 6 farbige Kunstblätter

*Mit vorzüglichem Beiblatt „Kunstschau“
Verlangen Sie Prospect von E. A. Seemann, Leipzig.*

Privat-Schule. **Reform-Gymnasium Zürich**

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs
Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die
Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Beweg-
liche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

Jährlich zirka 40 Abiturienten.

Universität Grenoble

**Französische Ferien-
kurse für Ausländer**



Man verlange kostenfreie Zusendung des Pro-
spektes und des illustrierten Führers von Grenoble

Ober-Krummhübel Touristenheim

Besitzer: Alex Rischke.

Sommer und Winter geöffnet.

Vornehm ruhige Lage, direkt im Walde, 740 m Seeshöhe.

Schöne Aussicht nach dem Hochgebirge.

Gute Küche. — Hohe, modern eingerichtete Gesellschafts- und
Fremdenzimmer. — Elektrisches Licht. — Bäder im Hause.

Grunewald.

Sonntag, den 2. Juli, nachm. 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Asseburg-Memorial

(Preise 13 000 M.)

Montag, den 3. Juli, nachm. 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Adonis-Rennen

(Preise 10 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,

Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:

1 M. IV. Platz: 0,50 M.

===== Wagenkarte: 10 M. =====

Vorverkauf von Rennbahnбилетs, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrsbüro, Potsdamer Platz“ (Café Josty).

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Rennen zu Hoppegarten

Sonntag, den 9. Juli, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen

u. a.:

Galtee More-Rennen
(Preise 16 000 M.)

Montag, den 10. Juli, nachmittags 3 Uhr

7. Rennen.

u. a.:

**Fürst zu Hohenlohe-
Oehringen-Rennen**
(Ehrenpreis u. 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. „	9,—
Ein I. Platz Herren	9,—
do. Damen	6,—
Ein Sattelplatz Herren	6,—
do. Damen	4,—
Sattelplatz Damen und Herren	3,—
Ein dritter Platz	1,—

Bilanz per 31. Januar 1911.

Aktiva		M.	pf.	Passiva		M.	pf.
1. Grundstück-Konto	21 047,98	95 382	02	1. Aktien-Kapital-Konto	3 000 000,—		
Zugang	74 284,54			2. Gesetzl. Reservefonds-Konto	1 000 000,—		
2. Gebäude-Konto	173 942,15			3. Spezial-Reservefonds-Konto	500 000,—		
Zugang Neubau-				4. Dispositions-Fonds-Konto	150 000,—		
Konto pro 1910/11	20 838,91			5. Kreditoren, diverse	439 432,65		
	194 780,06	185 923	10	6. Erhaltene Anzahlungen auf			
Abschreibung	5 842,95			auszuf. Gefrierschachtbauten	598 716,50		
3. Anschlussgleis-K.	9 324,51	1	—	7. Rückstellungen-Konto	112 586,84		
Abschreibung	9 324,51			8. Gewinn- und Verlust-Konto	1 238 200,81		
4. Handwerks-Konto	31 142,05				7 039 266,81		
Zugang	6 208,84			Gewinn- und Verlust-Konto.			
	37 351,49			Debet.		M.	pf.
Abschreibung	7 470,29	29 881	20	An Gebäude-Konto,			
5. Bohrwerks-Kont.	681 890,30			Abschreibung	5 842,95		
Zugang	152 672,91			„ Anschlussgleis-			
	834 563,21			„ Kto., Abschreib.	9 324,51		
Abgang	17 948,62			„ Handwerkszeug-			
	796 614,59	704 026	20	„ Kto., Abschreib.	7 470,29		
Abschreibung	95 594,49			„ Bohrwerkzeug-			
6. Tagesbauten für				„ Kto., Abschreib.	95 594,49		
Schachtanlagen	1,—			„ Tagesb. f. Schacht-			
Zugang	38 181,72			anlagen, Absch.	38 181,72		
	38 181,72			„ Fabrik - Masch.			
Abschreibung	38 181,72	1	—	„ Kto., Abschreib.	9 881,17		
7. Diamanten-Konto	52 014,54			„ Schachtb.-Masch.			
Zugang	26 799,31			„ Kto., Abschreib.	114 044,31		
	78 813,85			„ Patent-Konto,			
Abgang (Verbr. b.				Abschreibung	6 873,89		
Bohr- u. n. Rückv.				„ Pferde- u. Wagen-			
d. Arbgb. usw.)	49 911,88	28 902	07	„ Kto., Abschreib.	1 185,—		
8. Fabrik-Masch.-K.	101 447,30			„ Utensilien-Kto.,			
Zugang	2 247,55			Abschreibung	31 820,96		
	103 694,85			„ Röhren - Konto,			
Abgang	7 882,78			Abschreibung	180 656,84	416 885	11
	95 812,07	88 930	80	„ General-Unkosten-Konto:			
Abschreibung	9 881,17			Steuern, Gehälter, Reisen,			
9. Schachtbau-				Kohlen, Versicherungen, In-			
maschinen-Konto	513 428,95			sertionen, Handlungskosten,			
Zugang	220 120,36			Frachten, Zinsen u. Beamten-			
	733 549,31			versicherungen usw.		382 537	70
Abschreibung	114 014,91	619 521	—	„ Lohn-Konto (Fabrik)		181 378	18
10. Fabrikations-Konto	1,—	420 937	02	„ Rückstellungen-Konto		117 898	64
11. Patent-Konto	1,—			„ Gewinn-Saldo		1 238 200	82
Zugang	6 873,89			Der Gewinn soll wie folgt			
	6 874,89			verteilt werden:			
Abschreibung	6 873,89	1	—	1. Extra-Abschr. a.			
12. Modelle- u. Zeichnungen-Kto.	1,—			Röhren-Konto	100 000,—		
13. Pferde- u. Wagen-				2. Rücklage z. Dis-			
Konto	1,—			positionsfonds	150 000,—		
Zugang	1 250,—			3. 4% Dividende	120 000,—		
	1 251,—			4. Statuten und ver-			
Abgang	65,—			tragsm. Tantiemen	158 143,19		
	1 186,—			5. 18% Superdivid.	540 000,—		
Abschreibung	1 185,—	1	—	6. Vortrag auf neue			
14. Utensilien-Konto	12 480,—			Rechnung	170 037,61		
Zugang	25 592,61				1 238 200,82		
	38 072,61				2 413 264	8	
Abgang	4 611,65			Kredit.		M.	pf.
	33 460,96			Per Gewinn-Saldo p. 1 Febr. 1910		183 087	98
Abschreibung	33 459,96	1	—	„ Gewinn aus Geschäftsbetrieb		2 230 216	30
15. Röhren-Konto	841 420,39				2 413 264	38	
Zugang	543 792,87			Nordhausen, den 5. Mai 1911.			
	1 375 128,17			Tiefbau- und Kälteindustrie-			
Abgang	168 551,77			Aktiengesellschaft			
	1 206 576,40	1 025 911	59	vormals Gebhardt & Koenig.			
Abschreibung	1 206 576,40			Der Vorstand:			
16. Kassa-Konto	24 437,97			Louis Gebhardt, Wst. Zoeringer,			
17. Bank-Guthaben	1 243 961,92			Louis Bing v.			
18. Debitoren, diverse	913 017,71			Vorstehende Bilanz, sowie die Gewinn-			
19. Konto im Ausführung be-				und Verlust-Rechnung habe ich geprüft,			
griffener Arbeit-n	970 612,05			mit den ordnungsmäßig geführten Ge-			
20. Konto für begonnene Boh-				schäftsbüchern übereinstimmend und für			
rungen	9 947,89			richtig behouden.			
21. Effekten-Konto	86 874,10			Nordhausen, den 12. Mai 1911.			
22. Einzahlung auf ausländische				— Otts Schmidt			
Beteiligungen	591 641,20			von der Handelskammer zu Nordhausen,			
	7 149 266,81			öffentl. angestellt u. vereidigt. Bücherrevisor.			

Die Einlösung der mit M. 220,— für die Aktien zahlbaren Dividendenscheine erfolgt sofort

in Berlin	bei der Nationalbank für Deutschland, dem A. Schaaffhausenschen Bankverein, der Aktiengesellschaft für Montanindustrie und der Commers- und Disconto-Bank,
in Köln a. Rh.	bei dem A. Schaaffhausenschen Bankverein,
in Elberfeld	bei der Bergisch Märkischen Bank,
in Barmen	bei der Bergisch Märkischen Industrie-Gesellschaft,
in Hannover	bei der Commers- und Disconto-Bank und dem Bankhaus Max Meyerfeld,
in Hamburg	bei der Commers- und Disconto-Bank,
in Nord a. a. M.	bei der Gesellschaftskasse.

Teltower Kanalterrain Aktien-Gesellschaft.

Bilanz per 31. Dezember 1910.

Aktiva.	M.	pf.	Passiva.	M.	pf.
Noch nicht eingez. Akt.-Kapital	1 250 000	—	Aktienkapital	6 900 000	—
Terrain-Konto	4 875 153	90	Hypothekenschulden	450 000	—
Teltower Lösch- und Ladest.	50 000	—	Kautionen (fremde)	26 500	—
Hypothekenguthaben	128 000	—	Aval-Konto (Kautionen)	8 333 35	—
Teltower Industriebahn	30 000	—	Kreditoren-Konto	210 716	69
Strassenbau-Konto	898 331	47			
Inventar-Konto	1	—			
Kautionen (fremde)	26 500	—			
Kautionen (eigene)	8 333 35	—			
Kassenbestand	1 319	58			
Debitoren-Konto	31 497	85			
Anschlussgleis-Konto	4 695	60			
Gewinn- und Verlust-Konto	261 830	29			
	7 093 650	94		7 093 650	94

Teltower Kanalterrain Aktien-Gesellschaft.

Grabowski.

Lucas.

Preussische Pfandbrief-Bank.

Gegen Schluss vorigen Jahres sind von der Preussischen Pfandbrief-Bank

M. 45 000 000,— 4½% Hypotheken-Pfandbriefe, Em. XXX und XXXI,

nicht rückzahlbar vor 1. Januar 1920, an den Börsen zu Berlin und Frankfurt a. M. prospektmäßig mit der Massgabe eingeführt, dass die Veräußerung der Stücke entsprechend der Zunahme an gesetzlich zulässigen Unterlagshypotheken erfolgen soll.

Nachdem der verfügbare Stückebestand von ca. M. 20 000 000,— im Wege des freihändigen Verkaufes begeben ist, sollen nunmehr auf Grund neuerdings bewilligter Hypothekendarlehne weitere M. 10 000 000,— zur Ausgabe gelangen.

Dementsprechend stellt die Bank diesen Betrag der Pfandbriefe hiermit derart zum Verkauf, dass solche zum jeweiligen Tageskurse — gegenwärtig ca. 100½ % — von der Bank selbst und an allen deutschen Plätzen durch Vermittlung der Banken und Bankfirmen in Stücken von M. 100 bis M. 5000 mit Januar-Juli oder Mai-November Zinsscheinen bezogen werden können.

Die Pfandbriefe sind lombardfähig bei der Reichsbank und bei anderen Finanz-Instituten der deutschen Bundesstaaten. Sie können verwendet werden als Lieferungskautionen bei den Verwaltungen deutscher Staaten, preussischer Provinzen und der grösseren Städte des Reiches sowie zur Belegung von Heiratskautionen für Offiziere.

Die Bank untersteht der Aufsicht der Preussischen Staatsregierung. Emissionspapiere sind ca. M. 407 000 000,— vorausgibt, Darlehne ca. M. 420 000 000,— ausbezahlt. Das Aktienkapital beträgt M. 21 000 000,—, die Summe der Reserven M. 10 600 000,—. Die Dividende der beiden letzten Jahre war 8 %.

Berlin, im Juni 1911.

Preussische Pfandbrief-Bank

Dannenbaum.

Gortan.

Zimmermann.

MORPHIUMHEROIN etc. Entwöhnung
mildester Art absolut zwang-
los. Nur 20 Gäste. Gegr. 1899.**Dr. F. H. Müller's Schloss Rheimblick, Godesberg a. Rh.**Vornehm. Sanatorium für Entwöhn-
kuren, Nervöse u. Schlaflose. Pro-
spekt frei. Zwanglos Entwöhnen v.**ALKOHOL**

Scharmützelsee-Sanatorium

.... 1 Stunde von Berlin

Kuranstalt für die gesamte physikalisch-diätetische Therapie.

Radium-, Bade- und Trinkkuren.

Licht-, Luft- und Sonnenbäder.

Ruder-, Sege-, Schwimm- und Angelsport.

Bahnhof: Saarow-Pieskow bei

Fürstenwalde. 11 11 11 11

Telephon Fürstenwalde 307. 11

Post: Saarow i. Mark. 11 11 11

**Dr. HERGENS.**

Projekte gratis und franko.



Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaen.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbefinden
Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit, kein Hochrutschen,
Vorwöl, Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Special-Façons. Illust. Broschüre und Auskuaft
kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 389.Kalasiris-Spezialgeschäft: **Frankfurt a. M.** Grosse Rothenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin W. 62.** Kleiststr. 26. Fernsprecher 6A, 19173.Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin SW. 9.** Leipzigerstr. 71/72. Fernsprecher I. 8880.

Das Buch der Reisesaison!

Die sensationellste Lektüre!

Ist das interessante Memoirenwerk:

Was ich erlebte!

Von **Fritz Friedmann.**

2 starke Bände, broschiert à 3 Mark, elegant gebunden à 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage
Alfred Pulvermacher & Co., Berlin W. 30. z.

OPEL

Rüsselsheim ^aM
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.



Ärztlich empfohlen gegen:
**Gicht
 Rheuma
 Ischias**

**Hexenschuss
 Nerven- und
 Kopfschmerzen**

• **Indurte von Anerkennungen.** Jogal-Tabletten sind in allen Apotheken erhältlich. Preis Mk. 1,40 und Mk. 3,50.

Weinstuben

Mittagessen 12—5 Uhr

Mitscher

Abendessen 5—10½,,

Französische Strasse 18

Fürstenhof Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ **Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.**

Werbet Mitglieder für den
Deutschen Krieger-Hilfsbund, Berlin, Kochstraße 67/

Staatlich genehmigt für die Regelung der Kriegswohlfahrts-
 pflege, der den heimkehrenden Krieger zu Rückkehr in
 das Erwerbsleben behilflich ist; trägt alle nach besten
 Kräften zur Erfüllung unserer nationalen Aufgabe bei.

Jährlicher Mindestbeitrag Mk. 5,00. Drucksachen auf Wunsch zur Verfügung.

Not betr.

Steuer

Stempel

Zoll

beseitigt

**Steuer-Treuhand-
 Gesellschaft m. b. H.**

Gegründet 1910.

Potsdamer Str. 111. **Berlin W9.** Fernspr. Litz. 2278.

Von ca. 20 Millionen M. Einkommen
 über 1 Million M. Steuerermäßigun-
 gen für unsere Auftraggeber erzielt.

**Fordern Sie Besuch
 oder kostenlose Zusendung von Prospekten.**

SANATORIEN

bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT
 Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.

**Alleinige Anzeigen-
 Annahme der Wochenschrift**

„Die Zukunft“ durch **Max Kirstein**

**Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.
 Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.**

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Salamander Stiefel



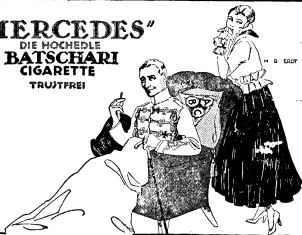
Die deutsche
Weltmarke!

JOE
LOE

"MERCEDES"

DIE HOCHSTLE
BATSCHARI
CIGARETTE

TRÜTFREI



Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Erud von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.